



Xm. 87.

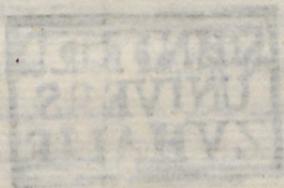


J. D. Metzger's

Prof. zu Königsberg,

neue vermischte

medizinische Schriften.



Erfter Band.

Königsberg, 1800.

bey Goebbels und Unzer.

J. D. Weizgers

TRIEB AN KÖNIGBERG

NAME VERMISCHT

medizinische Schriften.



Frey Band

Königsberg, 1800.

bei Gessels und Bruner



An meine Leser.

Die vermischten medicinischen Schriften, welche ich in den Jahren 1780—84 im Denigelschen Verlag in drey Bänden herausgab, sind vielleicht noch nicht so ganz vergessen, daß sich nicht ein — vielleicht mehrere Bände neuer vermischter Schriften an jene sollten anschließen dürfen, in der Hoffnung, wenigstens von einem Theil der lesenden Aerzte nicht ganz übersehen zu werden.

Unter dieser Aufschrift bin ich gefonnen, wie schon in diesem ersten Band geschehen, in einzelnen Aufsätzen über diese oder jene

Gegenstände, die dem Publicum interessant
seyn dürften, meine unvorgreifliche, jedoch
freymüthige Meinung der Prüfung der com-
petenten Richter zu unterwerfen.

Den Kunstrichtern muß ich mich hiemit
schon auf Gnade und Ungnade überlassen.
Ich ermahne sie indessen alle, ehe sie meine
Schrift recensiren, des Hrn. Pred. Grei-
ling Abhandlung über Recensionen zu
lesen.

Mich. Messe 1799.

welche ich in den Jahren 1798-99 im Ver-
gleichlichen Verlag in drei Bänden herausgab,
und welche noch nicht so ganz vergriffen,
daß ich nicht ein zweytes mehreres
Bände veranlassen sollte zu je-
nen nachstehenden Bänden, in der Hoffnung,
weil ich von einem Theil der Lesenden
Anerkennung ganz übersehen zu werden,
Ist dieser Aufsatz mir sehr gelommen,
wie schon in diesem ersten Band gesehen,
in einzelnen Aufsätzen über diese oder jene



Inhaltsanzeige.

	Seite
I. Nachtrag zu meiner Topographie von Königsberg (f. verm. Schriften B. II. et III.) und Vergleichung derselben mit der Topographie von Berlin (f. Formey Versuche etc.)	1
II. Beweis, dafs es den Aerzten allein zukomme, über Wahnsinn und Verstandeszerüttung zu urtheilen (aus dem Lateinischen des Hrn. Z a c h. Platner in Opusc. Tom. II. p. 146 fqq.)	36
III. Geschichte einer verheimlichten Schwangerschaft und Geburt	68
IV. Ob es nicht mehr erlaubt ist, andere als neue Lehren vorzutragen?	79
V. Ueber Recensionen	92

VI. Einzelne Bemerkungen.

1. Ueber gerichtliche Arzneykunde und ihre Benennung 97
2. Ueber die Entzündung des Herzens als Folge oberflächlicher Fleischwunden . 99
3. Dank und guter Rath 103
4. Ueber die bessere Eintheilung der Le- thalität 107
5. Berichtigung einiger Mißverständnisse 111

Geographie von
Königsberg (Gute von Schöner
N. H. H. H. und Vergleichung der
Höhe mit der Topographie von
Königsberg

Die geographische Lage von Königsberg
hat in jeder Hinsicht eine
nach der Natur der Dinge
sehr geeignete. Sie hat eine sehr gute
Lage zum Meer, die den Handel
in Königsberg der Länge nach der Breite unge-
wöhnlich weit ausdehnt. Sie hat eine
sehr gute Lage zum Meer, die den Handel
in Königsberg der Länge nach der Breite unge-
wöhnlich weit ausdehnt. Sie hat eine
sehr gute Lage zum Meer, die den Handel
in Königsberg der Länge nach der Breite unge-
wöhnlich weit ausdehnt.





welche bey dem Herrn der Astronomie zu er-
warten ist. Diele Hauptstadt des Königs-
reichs und eigentliche Residenz der Könige
von Preussen trägt den Namen Königs-
bergs und ist für die Hauptstadt des
ganzen Reichs zu betrachten.
I.
den einzelnen Theilen derselben gehören:

Nachtrag zu meiner Topographie von
Königsberg (siehe verm. Schriften
B. II et III.) und Vergleichung der-
selben mit der Topographie von
Berlin. (s. Formey Versuch etc.)

Die geographische Lage von Königsberg
habe ich (verm. Schriften B. II. p. 111.)
nach dem Erläuterten Preußen unrichtig
angegeben. An mir lag die Schuld nicht,
indem selbst die Astronomen bis jetzt sowohl
in Rücksicht der Länge als der Breite ungewiss
waren. Inzwischen hat vor kurzem
Hr. von Textor die Breite von Königsberg,
mittelft genauer Beobachtungen auf
54°, 42', 12'' berechnet, und Hr. Pf. Wurm
hat die Länge auf 38°, 19', 0'', bestimmt.
Dies bedarf indessen noch einer Berichtigung,



welche bey dem Fleiß der Astronomen zu erwarten ist *). Diese Hauptstadt des Königreichs und eigentliche Residenz der Könige von Preussen rühmt sich eines hohen Alterthums und ist stückweise angebaut **). Zu den einzelnen Theilen derselben gehören:

*) Diese Berichtigung ist erfolgt, seitdem dieser Aufsatz geschrieben ist, und zwar durch Hrn. von Textor. Nach dieser neuesten Bestimmung beträgt die Länge von Königsberg $38^{\circ}, 11' 30''$. Unser Mathematiker und größte kritische Philosoph Hr. Hofprediger Schulz, hatte ebenfalls diese Länge nach der ringförmigen Sonnenfinsterniß von 1793 berechnet und außer dem geringen Unterschied von $2''$ dasselbe Resultat gefunden.

**) Das Alter der Stadt Königsberg ist nach ihren verschiedenen Theilen verschieden. Die Data der Privilegien der drey Städte sind

Für die Altstadt vom Landmeister Conrad von Thierberg, ausgefertigt im Jahr 1286.

Für den Löbenicht vom Comthur Barthel Brühn, An. 1300.

Für den Kneiphof vom Hochmeister Werner von Orfeln im Jahr 1327.

Das älteste Schloß ist im Jahr 1255 erbaut, und um dieselbe Zeit ist der Steindamm als der älteste Theil des hiesigen Orts bebaut, so wie auch die jetzige polnische Kirche in ebendemselben Jahr fundirt worden. Sonach kann man dieses Jahr für das Jahr der Fun-

1. Die drey Städte Kneiphof, Altstadt und Löbenicht. Ehedem hatte jede dieser Städte ihren eigenen Magistrat; sie waren mit Mauren umgeben und befehdeten sich vielfältig. Der Kneiphof ist eine zwischen zwey Armen des Pregels eingeschlossene Insel. An derselben schließt sich mittelst einer Pregelbrücke
 2. Die Vorstadt und weiter nach Süden der Haberberg an. Die Vorstadt verbreitet sich gegen Westen längst dem Flusse nach dem Philosophischen Gang, einer angenehmen Promenade und nach der Veste Friedrichsburg hin.
 3. Die Altstadt, welche an den Kneiphof von Norden gränzt, verliert sich gegen Westen in den
 4. Steindamm und die Lomse, gegen Osten in den Löbenicht. Dieser hingegen nach eben dieser Gegend in den
 5. Sackheim und die Brandstätte.
 6. Gegen Norden aber gränzt der Löbenicht an die
 7. Schloßfreiheit, und den
- ation der Stadt annehmen, wie denn auch im Jahr 1755 das Jubiläum von Königsberg zuletzt gefeyert worden.

g. Tragheim. Dies sind die Haupttheile der Stadt; ich übergehe die Unter-Abtheilungen.

Das ehemalige herzogliche Schloß ist ebenfalls stückweise erbaut und daher sehr irregulär. Es enthält die Wohnung des Gouvernors, des Kammer-Präsidenten und die Zusammenkunftsäle der Landes-Kollegien.

Ein großer Theil der Stadt, vorzüglich gegen Norden, liegt auf einer Anhöhe; das übrige, besonders, die Altstadt, die Lomse, ein Theil des Löbenichts und der Kneiphof liegen niedriger. Doch erhebt sich das Erdreich wieder gegen Süden nach dem Haberberg hin. Die abhängigen Straßen, welche von der Anhöhe herunterwärts führen, werden Berge genannt, z. B. der Schloßberg, der schiefe Berg u. s. w. Die besonders so genannten drey Städte sind in krummlinichten, engen Straßen angelegt, welches um desto sonderbarer ist, da die meisten Städte, welche große Brände erlitten haben — und in diesem Fall ist Königsberg — beym Wiederaufbauen verschönert worden sind. Hier war aber der Fall, daß mancher Abgebrannte

Nahrung und Gewerbe hätte verlieren müssen, wann die Strafsen in graden Linien hätten geführt werden sollen. Da nun zur Entschädigung der Interessenten kein Fond existirte, so wurde es bey dem Alten belassen. Die Häuser sind hoch und haben viele Stockwerke, die Giebel nach vorne. Die meisten haben Vorfträge vor dem Eingang des Hauses, wodurch die ohnehin engen Strafsen noch mehr verengt werden. Dies und der Schmutz, der sich natürlicher Weise hier mehr auf den Strafsen häuft, als in den übrigen Theilen der Stadt, besonders zur Winterszeit und wann das Eis aufthaut, macht die Luft in den drey Städten unreiner und den Aufenthalt in denselben unangenehmer, als in der Vorstadt und den sogenannten Freiheiten. Diese sind theilweise besser und geschmackvoller angebaut, als die Städte. Wenn inzwischen Königsberg hierinn mit Berlin in keine Vergleichung kömmt, so kann dennoch der Abstand zwischen beiden Städten der erstern nicht zum Vorwurf gereichen. Sobald es nemlich einmal einem Könige von Preussen gefallen wird, an seine Königs-Residenz soviel zu verwenden, als seine Vorfahren an die Churfürstliche Residenz verwandt haben, so wird Kö-

nigsberg durch seine ungleich vorzüglichere Lage Berlin bald hinter sich zurück lassen. Selbst so, wie Königsberg jetzt ist, bietet es dem Kenner Natur-Schönheiten dar, die man in dem prächtigen Berlin vergeblich suchen möchte.

An Gewässern hat Königsberg keinen Mangel. Der Pregel, dessen ich bereits (verm. Schr. p. 116.) gedacht habe, fließt in zwey breiten Armen in die Stadt, die vor dem Kneiphof durch einen Querarm verbunden werden, aber erst unterhalb demselben sich in einen großen, breiten Strom vereinigen und ist für Königsberg als Handelsstadt eben so wesentlich, als die Themse für London. Von da fließt der Pregel gegen Westen zu ins frische Haff. Im Sommer ist dieser schöne Strom mit Kauffartheysschiffen und großen flachen Fahrzeugen, Wittinnen genannt, bedeckt, und gewährt dann von der grünen Brücke herab einen Anblick, einzig in seiner Art, der auch die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms des Zweyten, als er zur Huldigung zu Pferde hier einzog, eine ganze Viertelstunde fesselte.

Im Winter, wenn der Strom überfrozen ist, wird er zu einer angenehmen Promenade für Schlittenfahrer und Fußgänger. Auch dann ist der Anblick von den Brücken herab sehr malerisch.

Gegen Norden liegt der Oberteich, eine große Wasserfläche, von der Stadt selbst durch den Wall, welcher hier statt eines starken Dammes dient, getrennt. Diesseits des Walles liegt der Schlosteich, in welchen sich der Oberteich, nachdem er eine Mühle getrieben hat, ergießt. Sowohl aus dem Oberteich als aus dem Schlosteich werden einige Bäche in künstliche Betten geleitet, welche, nachdem sie in der Stadt einige Mühlen in Gang gebracht haben, sich gen Süden in den Pregel verlaufen.

Der Schlosteich, über welchen für die Bequemlichkeit der Fußgänger eine lange Brücke geht, ist rings umher mit Häusern und Gärten umgeben. Ein jetzt verstorbener Professor der Akademie der Künste zu Berlin, welcher Italien durchreist hatte, versicherte mir, er habe nirgends eine so schöne Naturscene gesehen, als am Eingang der Schloßbrücke von Osten her. Sie habe ihn zum ersten mal, als er sie sah, um desto mehr be-

zaubert, da er sich so etwas in Königsberg nicht vermuthet hatte. In einem der am Schlofsteich gelegenen Gärten, wurde zur Zeit der letzten Huldigung dem König und der Königin von den Landständen eine Fete gegeben, die sich um desto mehr durch Pracht und Geschmack auszeichnete, da sowohl Lokale als Witterung die Ausführung begünstigten.

Die Verunreinigung des Pregels, des Schlofsteichs und der durch die Stadt fließenden Bäche, ist von der Polizey streng verboten. Die heimlichen Uebertretungen dieses Verbots haben um desto weniger schlimme Folgen, da kein Wasser aus Flüssen oder Teichen zum Kochen oder Brauen verbraucht wird.

Einige andere um die Stadt liegende kleine Seen oder Teiche übergehe ich.

Es ist etwas allgemein bekanntes um die Abneigung der Gemüther zwischen Engländern und Schotten. Eine ähnliche Spannung herrscht zwischen den Brandenburgern und Preußen. Es ist nicht meine Sache, diese mehrentheils auf Vorurtheilen beruhende wechselseitige Abneigung beyder Völker näher zu

beleuchten, oder die Mittel anzugeben, wie sie allmählig zu heben wäre. Ich schränke mich nur auf das ein, was mich als medicinischen Topograph angeht, und dies betrifft das Clima von Königsberg und von Preussen, welches von den Märkern für kalt und ungesund gehalten wird. Selbst Friedrich II, welcher von 1753 an bis zu seinem Tode in Preussen nie weiter, als bis nach Graudenz kam, soll diese Meinung unterhalten und öfters in Scherz gesagt haben, die Königsberger hätten wegen einer reif gewordenen Melone einmal das Te Deum anstimmen lassen. Gesetzt, diese Sage sey wahr, so war der Scherz des großen Königs gewiss etwas übertrieben; denn Melonen werden hier häufig reif. Inzwischen wollen wir zwar zugeben, daß die Berliner wohl nicht ganz unrecht haben, wann sie, wegen der Nähe der Ostsee, die hiesige Witterung für etwas kälter und unfreundlicher halten als die ihrige; hingegen haben sie aber auch gewiss nicht ganz recht, wann sie diese Verschiedenheit für so groß ausgeben, als sie zu thun pflegen: denn erstlich ist der Unterschied der Polhöhe zwischen Königsberg und Berlin so sehr groß doch nicht, daß ein Märker; wann er

nicht äußerst schwächlich und entnervt ist, die hiesige Luft nicht recht gut sollte vertragen können; Zweytens hat die Atmosphäre in Königsberg und rings umher doch noch den Vorzug vor der in und um Berlin, daß sie nicht mit dem Staub geschwängert ist, der die dortigen Einwohner so vielfältig der Lungenfucht aussetzt (s. Davidson Denkw. d. Mark Brandenb. Aug. 1798. p. 93²). Drittens macht es die Vergleichung der Jahreszeiten zu Berlin und zu Königsberg erweislich, daß der Unterschied in der Witterung zwischen beyden Städten nicht sehr groß seyn kann. Ich berufe mich auf Formey (Topogr. v. Berlin p. 56 u. ff. u. 204 u. ff.) In der ersten der angeführten Stellen giebt Hr. F. eine allgemeine Schilderung der Witterung zu Berlin von Monat zu Monat. Der Frühling bringt gewöhnlich noch Frost, Schnee und Regen. Der März hat nach einem 10jährigen Durchschnitt 7 heitere Tage, 13 trübe, 6 mit Regen und 5 mit Schnee. Der im Ganzen sehr unbeständige April hat 8 heitere Tage, 13 trübe und 9 mit Regen oder Schnee. Der schöne May bringt oft noch Nachtfrost und hat 7 heitere Tage, 13 trübe und 11 mit Regen.

Im Ganzen und mit geringen Veränderungen paßt diese Beschreibung auch auf das Frühjahr in Königsberg.

Der Sommer zu Berlin ist anfänglich feucht, in der Folge warm und mit Gewittern begleitet. Der Junius hat 6 heitere, 11 trübe und 13 regnichte Tage; der Julius 8 heitere, 16 trübe und 7 regnichte; der August 7 heitere, 14 trübe und 10 Regentage.

Ganz ähnlich ist der Königsbergische Sommer dem Berlinschen. Was die Gewitter betrifft, so ist bekannt, daß sie in manchen Jahren im Ganzen selten und unschädlich; in andern wieder frequent, und gefährlich sind. Dies ist der Fall auch hier. Gewitterschläge und daher rührende Brände sind in gewissen Jahren sehr gewöhnliche Erscheinungen. Einige Gebäude sind mit Gewitter - Ableitern versehen.

Der Herbst ist zu Berlin gewöhnlich die schönste Jahreszeit. Der September hat im Durchschnitt 9 heitere, 13 trübe, 8 regnichte Tage; der mehrentheils schöne Oktober bringt 9 heitere, 13 trübe und 8 regnichte Tage. Der kalte, feuchte und unangenehme November hingegen hat nur 4 heitere Tage, 13 trübe und 13 mit Regen oder Schnee.

Stinkende Nebel sind in diesem Monat sehr häufig.

Es ist also doch nur die erste Hälfte des Herbstes in Berlin schön. Dagegen möchte ich beynahe behaupten, der Nachsommer sey hier gewöhnlich noch schöner als in Berlin. Gewiß ist es wenigstens, daß im verfloffenen Jahr 1798 der September nicht allein, sondern auch der Oktober bis zu Ende, ja sogar die ersten Tage im November sehr heiter und schön waren. Der Wein wurde an allen Weinstöcken völlig reif. Das Obst war reichlich und gut. Uebrigens ist die Witterung des Novembers bey uns eben so unfreundlich als in Berlin.

Die Winterwitterung, sagt Hr. F., ist sich zu Berlin nicht alle Jahre gleich. In der Mitte des Dezembers pflegt der Frost einzutreten; er gewährt 3 heitere, 16 trübe, 7 regnichte Tage und 5 mit Schnee begleitete. Im Januar nimmt die Kälte zu; er hat 7 heitere Tage, 8 trübe, 5 regnichte und 11 mit Schnee.

Im Anfang des Februars hält die Kälte noch an. Gegen das Ende tritt Thauwetter mit Regen und Stürmen ein. Es hat diesen Monat 4 heitere Tage, 11 trübe, 7 mit Regen und 6 mit Schnee.

Was hingegen den Winter in Königsberg betrifft, so steht zwar mehrentheils unsere Hoffnung auf einen starken und anhaltenden Winter mit vielem Schnee, während dessen die Schlittwege über Land und Ströme zum Vortheil der Reisenden und des Handels von der Mitte Decembers an, selten früher, bis zur Mitte des März fahrbar bleiben. Inzwischen werden unsere Hoffnungen bisweilen getäuscht und es treffen laue Winter ein, mit vielem Regen, wenig Frost und Schnee. Der Januar 1796 war so warm und die Luft so frühlingmäsig, daß die Bäume anfangen auszuschlagen. Auch der Winter 1797 war lau. Allein dies sind doch Ausnahmen von der Regel und gemeiniglich ercheint, nach einigen stürmischen und regneten Wochen des Novembers, der eben beschriebene Frost, der freylich weichlichen Fremden sehr empfindlich scheint. Die Eingebornen wünschen sich solche Winter und befinden sich wohl dabey. Ein solcher war zwar der jüngst verfllossene Winter von 1798 — 99, der seine Herrschaft nicht allein über das nördliche, sondern auch über das südliche Europa erstreckte; allein wir müssen bekennen, daß er selbst den Preußen gar zu hart und siberienmäsig

schien; besonders durch seine lange Dauer, die sich beinahe auf viertelhalb Monate erstreckte. An einem kleinen Thermometer, welcher nur eine einfache Skale von 1—100 hat, und der in einer ungeheizten Kammer vor dem Fenster hängt, stand das Quecksilber den ersten Dez. 1798 auf 6, an andern Tagen auf 8 oder 9, mehrentheils auf 10.

Und dieser heftige Frost that nicht einft den Fortschritten der Pocken Einhalt, welche den ganzen Winter hindurch unaufhaltsam fortwüteten. Hiervon weiter unten ein mehreres.

Um nun wieder auf die Vergleichung zwischen Berlin und Königsberg zurück zu kommen, so räumt Hr. F. selbst ein, dafs es überhaupt der ganz heitern Tage in Berlin wenige giebt. Wo wäre denn nun also der Grund des außerordentlichen Vorzugs, welchen man dem Clima von Berlin vor dem von Königsberg zuschreibt? Ich bin aus dem Elfsal gebürtig, einer Provinz, die gewifs eine noch günstigere Lage hat, als die Mark, und habe doch nie über die hiesige Witterung so viel zu klagen Ursache gefunden, als die Märker zu thun pflegen.

Die Mortalität ist in Königsberg im Vergleich mit andern Städten zweyten Ranges, nicht groß. Wir können die Seelenanzahl, mit Inbegriff des Militairs, zu 60000, und, nach einem Durchschnitt von mehrern Jahren die Zahl der Verstorbenen zu 2000 im Jahr annehmen; woraus erfolgt, daß der 30ste jährlich stirbt. Die Sterblichkeit ist also geringer, als sie von Baumann (f. Süßmilch Th. III. p. 763.) angegeben wird, der sie zu $\frac{1}{28}$ annimmt. Die Zahl der Gebornen übertrifft zwar mehrentheils um etwas weniges die der Gestorbenen; man kann inzwischen überhaupt annehmen, daß beyde Zahlen im Gleichgewicht stehen. Die mittlere Zahl der geschlossenen Ehen wird etwa 700 betragen; freylich noch eine geringe Zahl gegen die Bevölkerung — da aber überhaupt in großen Städten die Ehelosigkeit sehr überhand nimmt, wovon die Ursachen mit der Einrichtung der Staaten selbst verwebt sind, so hat Königsberg auch hierinnen vor andern Städten nichts Auszeichnendes.

In Rücksicht der Anzahl von Personen, welche zu einem hohen Alter gelangen, steht Königsberg wenigen andern Städten nach. Jedes Jahr liefert mehrere Beyspiele von Per-

sonen, welche über 90 Jahr alt geworden, auch hundertjährige und drüber sind nicht selten. Im Jahr 1794 starb hier ein Mann, angeblich 123 Jahr und 8 Monate alt und im verfloffenen Jahr eine Frau von 111 Jahren. Außerdem finde ich in den Kirchenlisten von 1792 bis 97 fünf bis sechs Frauenspersonen aufgeführt, welche über 100 Jahr alt geworden waren. Dies bestätigt Hufelands Bemerkung, (Macrob. II. p. 211.) das zwar mehr Weiber als Männer alt werden; das aber nur Männer das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen. Ich wünschte inzwischen, das die hin und wieder aufgeführten Beispiele eines ungewöhnlich hohen Alters durch zuverlässigere Beweise bestätigt wären. Der Mann von 123 Jahren, dessen ich vorhin gedachte, konnte keinen Tauffchein aufweisen; indessen versicherte er, das er als ein Mensch von 20 Jahren der ersten Königshuldigung 1701 als Kutscher beigewohnt hätte. Einige andere mühsam gesammelte Indicia schienen seine Aussagen zu bestätigen und viele zweifelten nicht an seinem angegebenen Alter. Ich lasse es an seinen Ort gestellt seyn, ob es damit seine völlige Richtigkeit hatte.

Ich

Ich will den angelehnen Schriftstellern Ith (Anthropol. II. p. 278.), Hufeland (Macrob. I. p. 220.) u. a. m. welche die mögliche Dauer des menschlichen Lebens auf 200 Jahre setzen, nicht widersprechen; gestehe indessen, daß mir noch einige Zweifel dagegen übrig bleiben. Der Grund, auf welchen sie diese Behauptung stützen — daß nemlich ein Thier achtmal länger lebe, als es wächst, und daß das Wachsthum des Menschen bis ins 25te Jahr dauere — dieser Grund scheint mir zu theoretisch und zu wenig durch die Erfahrung bestätigt, da gewiß kein zuverlässiges Beyspiel von einem so hohen Alter existirt. (undigjuoo novob)

Es hat hingegen seine völlige Richtigkeit, wann Hufeland (II. p. 210.) bemerkt, daß alle sehr alte Leute, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts verheirathet waren. Formey (Topogr. p. 65) ist eben derselben Meinung und führt als Gewährsmann den Dr. Haygarth an, durch dessen Listen diese Beobachtung bestätigt wird. Er setzt sogar hinzu, daß in England sowohl als in Frankreich die meisten Selbstmörder unverheirathet sind. Diese letztere Bemerkung mag nun zwar hier unerörtert bleiben; aber die

Behauptung, daß der Ehestand ein Mittel zu einer langen Lebensdauer sey, wird zu sehr durch alle bekannte Erfahrungen bewährt, als daß sie noch einem Zweifel unterworfen wäre. Zwar sagt unser ehrwürdiger Kant (f. Hufelands Journal V. 4. p. 715.), „er könne dagegen die Beobachtung anführen, daß unverehlichte oder jung verwittwete alte Männer mehrentheils länger ein jugendliches Aussehen behalten, als verehlichte; welches doch auf eine längere Lebensdauer zu deuten scheine. Sollten wohl — fragt er — die letztern an ihren härtern Gesichtszügen den Zustand eines getragenen Jochs (davon conjugium), nemlich das frühere Altern werden verrathen, welches auf ein kürzeres Lebensziel hindeutet?“ Es ist aber erstlich noch nicht erwiesen, daß das jüngere Aussehen der Hagestolzen und das veralterte der Ehemänner so allgemein ist, als unser Kant es vorauszusetzen scheint. Ich habe mehr als einen Hagestolzen gekannt, der statt des sanften Jochs der gesetzmäßigen Ehe das harte Joch der Leidenschaft und der wilden Ehe getragen hatte und zeitig alterte: so wie ich hingegen zugesteho, daß eine unglückliche Ehe das härteste aller Joche ist, so ist

eine glückliche und friedliche Ehe gewiß eine Quelle innerer Zufriedenheit und das Mittel zu einer langen Lebensdauer. Es ist inzwischen unserm ehrwürdigen Philosophen nicht zu verdenken, wann er den ehelichen Stand, in welchem er selbst gelebt und ein glückliches Alter erreicht hat, in Schutz nimmt. Wer von Jugend auf einer schwächlichen Gesundheit genossen, und keinen Drang zur Ehe gefühlt hat, dessen Körper aller seiner Nahrungssäfte zu seiner Erhaltung und zum Unterhalt seiner Lebenskräfte bedarf, der wird unstreitig, um desto länger zu leben, wohl thun, dem Ehestand zu entsagen. Ein solcher Fall ist aber eine Ausnahme von der Regel und beweist nicht die Vorzüge der Ehelosigkeit überhaupt.

Die Sitten in Königsberg sind nach den verschiedenen hier einheimischen Ständen verschieden. Der benachbarte Adel, welcher größtentheils noch die Vorzüge seines Standes behauptet, nimmt im Winter seinen Aufenthalt in der Stadt, wo er jedoch mit den bürgerlichen Geschäftsmännern und Königlichen Offizianten ziemlich verträglich umgeht.

Einige sind Dilettanten in einem oder dem andern Fach der Wissenschaften oder Künste. Auch im Militärstand haben sich die Sitten in Vergleich mit den ehemaligen Zeiten sehr verfeinert. Bälle, Asseembleen, Conversationen sind die gewöhnlichen Winterbelustigungen, wobey Anstand und Zwanglosigkeit herrschen. Das Frauenzimmer liebet den Tanz, die Männer das Kartenspiel; jedoch mit Mäßigung, ohne Leidenschaft. Der Kaufmannsstand macht eine Classe für sich aus, von dem diesem Stande eigenthümlichen Geiste beseelt, und mischt sich wenig in die Gesellschaften und Vergnügungen der andern Stände. Die übrigen Gewerbetreibenden und Handwerker leben für sich, sind gute Bürger, fromme Christen, und mehrentheils harmlose Menschen. In der niedrigsten Classe der hiesigen Einwohner aber ist Faulheit und Müßiggang an der Tagesordnung; daher die häufigen Diebstähle und der überhandnehmende aufsererliche Beischlaf. Eine Folge dieses letztern Lasters ist die Verbreitung der venerischen Krankheit, besonders durch H***häuser, (über deren Zulässigkeit in großen Städten ich hier keine Worte verlieren will) so sorgfältig auch die Polizey die Tempel der Venus revidiren läßt.

Dieses Uebel verübt im stillen um desto mehr Schaden, je sorgfältiger die damit Behafteten ihre Krankheit verschweigen, oft Unschuldige anstecken, die in ihrer Unwissenheit das Opfer davon werden — und je unverschämter die unbefugten Aerzte sich der Cur dieser Krankheit anmassen. Uebrigens waren im vorigen Jahr von 2216 Gebornen, 356 Unehliche, also beynahe das 7te und in manchen vorhergegangenen Jahren war das Verhältniß der letztern noch gröfser. Welches wäre wohl das Mittel mehr Sitten unter der gemeinen Classe des Volks einzuführen? Ich sollte denken, Volkserziehung. Ein Irrthum aber ist, zu glauben, die Einwohner kälterer Länder hätten mehr Neigung zum Trunk als zum Beischlaf, die der wärmern hingegen wären mehr zur Wollust als zum Trunk geneigt. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, je weiter man nach Norden reist und wenn man wollte, so liesse sich dieser Erfahrungssatz auch theoretisch erklären.

Mit allem, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, ist Königsberg zum Ueberflus versehen. Es wird hoffentlich

nicht nöthig seyn, alle einzelne Artikel von Victualien hier herzuerzählen und die Quantitäten der Consumtion anzuzeigen, da es begreiflich ist, dafs in einer Stadt von 60000 Einwohnern viel verzehrt wird. Ich werde mich also auf das einschränken, was mir am meisten bemerkungswerth scheint. Ich habe die Consumtionsliste von 179 $\frac{1}{2}$ vor mir und finde, dafs von allen Gattungen von Wild eine beträchtliche Quantität; von zahmem Vieh, z. B. Rindvieh, beynahe 10000 Stück, Kälber über 15000, Schweine über 20000, Schaafte beynahe 15000 u. s. w. zur Consumtion verbraucht worden. An Brodgetreide, nemlich Weitzen und Roggen, sind über sieben tausend Winfpel verzehrt worden; der Erbsen, Gerste u. s. w. nicht zu gedenken. Um auf die Getränke zu kommen, so werde ich des Weins weiter nicht erwähnen, wiewohl dessen, und zwar von allen Gattungen, von der begüterten Classe der Einwohner viel consumirt wird. Das eigentlich hier einheimische Getränke aber ist das Bier, welches in den drey Städten Königsbergs jedoch von verschiedener Güte gebraut wird. Das Löbenichtsche behauptet den Vorzug und soll besonders durch Verfahren noch sehr an Güte

gewinnen, daher es auch in England sehr geschätzt wird. Man kann die Anzahl der Tonnen, welche jährlich in Königsberg gebraut werden, auf etwas mehr als 90000 rechnen, wovon ein kleiner Theil verschifft wird; das übrige aber zur Consumtion dient.

Der Brandtwein ist der Nectar der niedrigen Volksklasse, zu deren Behuf sowohl in der Stadt als auf dem Lande beständig eine große Menge Destillirkolben in Activität sind. Der Brandtwein ist für den gemeinen Mann Wasser aus dem Fluß Lethe, in welchem er die Vergessenheit seines Elends trinkt; er ist für ihn vermeintliche Arzney, eigentlich aber wahres Gift, welches seine Gesundheit zerstört, seine Verstandeskkräfte schwächt, seine Moralität verdirbt und an der Wurzel der Bevölkerung nagt. Der Brandtwein ist aber auch ein Zweig der Königlichen Einkünfte. Wie wären nun wohlgemeinte Vorschläge zur Einschränkung des Mißbrauchs dieses Getränks mit der Sorge für die Nichtverminderung der Staatseinkünfte zu vereinigen? Ich muß dieses Problem den Finanzbeamten aufzulösen überlassen.

Die Nachrichten von der Medicinal-Verfassung der Stadt und des Landes in meinen verm. med. Schriften (B. II. p. 133. u. ff.) erfordern eine Ergänzung.

Das älteste zur hiesigen Medicinal-Verfassung gehörige Collegium ist die mit der Universität verbundene medicinische Facultät. Sie hatte vor Zeiten, ihrer Stiftung zufolge, große Vorrechte; nemlich das Recht, praktische Aerzte zu approbiren, Chirurgen und Apotheker zu examiniren, überhaupt die Aufsicht über das Medicinalwesen zu führen. Seit 1725, nemlich seit der Stiftung des hiesigen Collegii Medici sind ihr diese Praerogativen genommen und die medicinische Facultät ist jetzt bloß eine academische Lehranstalt, nimmt Antheil an den Privilegien der Universität und wird nicht selten entweder wegen praktischen Vorfällen oder über gerichtliche medicinische Fragen um ein Responsum ersucht.

Von dem Collegio Medico und dem Collegio Sanitatis habe ich (a. a. O.) schon Nachricht gegeben. Diese ist jetzt dahin zu berichtigen, daß, so wie das Ober-Sanitäts-Collegium zu Berlin mit dem Ober-Collegio-Medico, so auch das hiesige Collegium

Sanitatis mit dem Collegio Medico combinirt ist. Eine zweckmäßigere Operation als diese, läßt sich nicht denken. Sie ist das Werk des jetzigen Erlauchten Chefs des Medicinal-Departements, durch welchen in diesem Fach schon so viel Gutes gestiftet und noch viel zu erwarten ist. Das Collegium Sanitatis gehört jetzt nicht mehr zum Ressort des Ostpreussischen Etats-Ministerii.

Da die Polizey-Wissenschaft überhaupt folgende drey Zwecke beabsichtigt, nemlich 1. bürgerliche Ruhe, 2. Bequemlichkeit des Bürgers, und 3. Vorforge wider Unglücksfälle; so ist begreiflich, daß ein großer Theil dessen, was Franck zur Medicinal-Polizey rechnet, zu den Geschäften der hiesigen Polizey-Direction gehört. Bisweilen entstehen kleine Differenzen über Gegenstände, von welchen sowohl das Collegium Medicum, als auch die Polizey-Direction glaubt Notiz nehmen zu müssen, zwischen diesen Collegiis, welches vielleicht in der Folge vermieden werden wird, wenn die Competenzen zwischen beyden schärfer als bisher bestimmt werden sollten.

In einem etwas entferntern Verhältniß mit der Medicinal-Verfassung steht das Ar-

men-Collegium, dessen Mitglieder sind ein Präſident aus dem Etats-Ministerio, ein Director und einige Aſſeſſores. Zum Reſſort deſſelben gehört das groſſe Königliche Hoſpital und das Armen-Departement des Magiſtrats, welches die Armenkaſſe adminiſtrirt. Das Hauptgeſchäft dieſes Collegii iſt die Sorge für Unterbringung, Verſorgung und zweckmäßige Verpflegung der Armen und Gebrechlichen, deren Anzahl täglich zunimmt.

Uebrigens ſind in Königsberg noch ſehr viele zu eben dem Endzweck errichtete Stiftungen vorhanden, deren Aufzählung aber zu meinem Zweck nicht gehört.

Von dem Königl. groſſen Hoſpital, als einer Krankenaniſtalt, habe ich (a. a. O. p. 140 u. ff.) bereits Meldung gethan. Zu jenen Nachrichten iſt nun noch hinzuzufügen, daſs König Friedrich Wilhelm II. bald nach ſeinem Regierungsantritt ſich über den Zuſtand dieſer Stiftung Bericht erſtatten lieſs. Es fand ſich, daſs der Raum theils für die Hoſpitaliten, theils auch und hauptſächlich für die Irren bey ihrer beſtändig anwachſenden Zahl zu klein war. Der König wies alſo

eine ansehnliche Summe zur Errichtung zweyer neuer Gebäude an, deren eines ganz allein für die unglücklichen am Verstande Leidenden bestimmt wurde, wo nun etwa 150 solcher bedauernswürdigen in zwey und zwanzig Stuben vertheilt sind, die alle gut gelüftet werden können. Da die Wahnsinnigen beynabe aus dem ganzen Lande an dieses Haus verschickt werden, so ist es unvermeidlich, daß es nicht etwas zu sehr mit Menschen übersetzt seyn sollte und das Personale zur Erhaltung der Ordnung ist auch nicht hinlänglich.

Unter eben derselben Regierung ist Anno 1793 das Ostpreussische Hebammeninstitut zu Stande gekommen. Es ist ein Gebärhaus mit einer Hebammenchule verbunden, in welcher sämmtliche in Ostpreussen nach und nach anzusetzende neue Hebammen unterrichtet werden müssen. Ich verweise wegen des nähern über dieses Institut auf Herrn O. M. Rath Formey med. Ephemeriden.

Eine schätzbare Krankenanstalt hat vor Kurzem der hiesige Magistrat für arme Kranke errichtet; wozu vier geräumige Stuben, zwey für männliche und zwey für weibliche Kranken im hiesigen Arbeitshaus, einem sehr

großen Gebäude in einer offenen gefunden Gegend bestimmt und mit allen zur Krankenpflege nöthigen Dingen versehen wurden. Ein großer am Hause liegender Garten dient den Kranken zur Erholung und eine am Schloßsteich angelegte Badestube vermehrt die Zweckmäßigkeit der Anstalt. Sie steht unter der Aufsicht des Stadtphysici, dem die drey Rathschirurgi zu Gehilfen gegeben sind. Ein solches Werk lobt seinen Meister und bedarf hier keiner weitern Lobeserhebung. *)

Von den Militairlazarethen rede ich nicht, da sie nicht eigentlich zu den Medicinalanstalten gehören.

Howard soll noch viel an den hiesigen Gefängnissen zu tadeln gefunden haben, und — Unrecht hatte er nicht. Die Sache ist schon mehrmalen zur Sprache gekommen, aber andere Angelegenheiten haben die Aufmerksamkeit der Landesregierung immer wieder von diesem Gegenstand abgeleitet. Jetzt läßt sich Friedrich Wilhelm III. wieder über diese wichtige Sache Bericht abfatten.

*) Hr. von Baczko hat dieser Anstalt in den Jahrbüchern der Pr. Monarchie (May 1799. p. 83.) schon mit patriotischem Lobe gedacht.

Howard sah übrigens auch bey seiner Durchreise das damalige Interims-Zuchthaus, welches ebenfalls, wie ich glaube, seinen Beyfall nicht hatte. Seit jener Zeit ist das auf der alten sehr gut gelegenen Stelle am Pregel neu erbaute und sehr gut eingerichtete Zuchthaus bezogen worden und hier würde wahrscheinlich der strenge Mann weniger zu tadeln gefunden haben. Es hätte wohl allerdings bey der ersten Anlage auf die Anlegung einer oder zwey besonderer Krankenstuben Bedacht genommen werden sollen. Allein diesem Mangel wird dadurch abgeholfen, das mehrere Stuben von Gefangenen noch unbesetzt sind und zu Krankenstuben gebraucht werden können.

Ich werde diesen Nachtrag zur Topographie von Königsberg mit einer kurzen Nachricht von der diesjährigen weit verbreiteten Pockenepidemie und mit einigen Betrachtungen über die Pockenpolizey schliessen *).

*) Sollten auf diesen ersten Band meiner N. V. M. Schr. mehrere folgen, so möchte die Fortsetzung dieses Nachtrags vielleicht einen stehenden Artikel darinn ausmachen.

Es hat nemlich seit dem Spätjahr 1798 und den ganzen Winter hindurch zu Königsberg und in dem ganzen Lande eine sehr verheerende Pockenepidemie geherrscht, welche zwar jetzt, indem ich dieses schreibe, (zu Ende May 1799.) in der Hauptstadt etwas nachgelassen, allein, wie ich höre, in den kleinern Städten noch immer fort wüthet.

Schon bald nach der Huldigung wurden in dem südlichen Theil der Stadt die Pocken, aber noch sporadisch bemerkt. Diesen Theil hatten die zur Huldigung gekommenen Neupreußen, ehemalige Pohlen, häufig bewohnt und das Contagium vielleicht in ihren häufig bey sich führenden Pelzen anher gebracht.

In Kurzem aber wurde die Krankheit epidemisch und die Sterblichkeit nahm so zu, daß der hier an Pocken Verstorbenen in einer Woche oft über 40, mehrentheils über 30 waren. Auf dem Lande und in den kleinern Städten verhielt es sich nach Maasgabe der Volksmenge eben so.

Auch die heftige Kälte des verfloßenen Winters konnte dem Fortgang der Epidemie keinen Einhalt thun, da doch sonst epidemische Krankheiten in solchen Fällen einen Stillstand machen. Wahrscheinlich hat die

Kälte vielmehr die Tödlichkeit der Pocken unter der dürftigen Classe der Menschen vermehrt.

Viele Eltern beweinen noch jetzt Kinderlos den Verlust einziger oder auch mehrerer durch die Pocken getödteter Kinder.

Der Charakter der Pocken war verschieden, selbst unter Geschwistern, die in einem Hause erkrankten, oder in einer Stube lagen. Bey einigen waren sie discret, gutartig und hielten ihren richtigen Verlauf. Die Genesung erfolgte ohne Schwierigkeit.

Hingegen waren sie beynahè bey den meisten Kranken von schlimmerer Art. Bey diesen war der Ausbruch sehr schwierig. Die Pocken saßen äußerst gedrängt, blieben klein, füllten sich nicht. Der Verlauf der Krankheit war unregelmäßig, das Fieber neigte zum fäulichten. Ich habe bey einem Kind, welches unter diesen Umständen starb, eine Geschwulst an beyden Ellenbogen bemerkt. Auch starben die meisten Kranken dieser Art. Einige sind indessen unter großer Sorgfalt der Aerzte und der Eltern genesen; doch war die Reconvalescenz mehrentheils sehr schwierig.

Abcesse, welche so oft erfolgen, wann

die ganze Masse der Pockenmaterie nicht zum Ausbruch gekommen ist, erschienen zwar auch bey unsern Kranken. Indessen sind mir verschiedene Fälle bekannt, da man auf diese Geschwüre vergeblich wartete und Verstopfungen im Unterleib, Schwäche der Verdauungsorgane und Ansatz zur Gelbfucht, folgten auf die Pockenkrankheit.

Wahrscheinlich waren doch auch verkehrte Behandlung, schlechte Pflege und andere ähnliche Umstände bey der dürftigern Classe von Menschen eine Mitursache der großen Tödlichkeit und der traurigen Folgen dieser Epidemie.

Die nahe Gefahr veranlafste viele Eltern, welche entweder mehrere Kinder hatten, sobald sich die natürliche Ansteckung bey einem derselben äußerte, oder die um ein einziges Kind besorgt waren, ihre Zuflucht zur Inoculation zu nehmen. Sie fiel mehrentheils gut aus, und ich habe selbst ein Beispiel eines noch nicht jährigen Kindes unter Augen gehabt, welches die inoculirten Pocken mit großer Leichtigkeit überstand, ohnerachtet während der Krankheit auch ein Zahn, aber eben so leicht ausbrach. Es haben sich aber auch Fälle ereignet, wo die Sache nicht so
gut

gut ablief. Es sind mir zwey Beispiele von tödtlich ausgefallenen inoculirten Pocken zu Ohren gekommen. In einem andern Fall erfolgten sehr bösertige Pocken, die Impfwunden wurden brandig und das Kind wurde nur mit Mühe gerettet.

Ich habe nicht gehört, dafs bey dieser Epidemie irgend eine Polizeyanstalt gemacht worden wäre, entweder um die Verbreitung dieser Krankheit zu verhüten, oder ihre Tödtlichkeit zu mindern.

Die Ursachen dieser allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen die Pocken, da man doch gegen andere Epidemien und Epizootien schleunige Anstalten zu treffen pflegt, hat Hufeland (f. Gemeinnützige Auff. p. 53 u. ff.) mit dem ihm eigenen Scharffinn aus einander gesetzt.

Hauptfächlich ist hieher das grofse Zutrauen auf die Inoculation zu rechnen, von welcher man zur Verminderung der Sterblichkeit der Pocken beynahe alles erwartet. Man greift freywillig nach dem Giftbecher, um das Gift mit etwas mehr Behutsamkeit und Vorbereitung trinken zu können, wie Hufe-

land sagt (a. a. O. p. 66.): zu diesem zweydeutigen Rettungsmittel war man also auch in unserer Epidemie gezwungen, seine Zuflucht zu nehmen und, so wenig ich zu den Freunden der Inoculation gehöre, so muß ich gestehen, daß ich bey dieser Gelegenheit in der allgemeinen Noth selbst dazu gerathen habe. Auch ist ein solcher Zeitpunkt gerade der, in welchem die Frage von der Zulässigkeit dieser Operation am allerwenigsten Bedenken leidet.

Und — wie wird denn die große Frage von der Ausrottung der Pocken am Ende entschieden werden? Welcher Plan wird zu diesem großen Endzweck der Menschheit der passendste, der zuverlässigste seyn, der Faustsche oder der Junkersche? Ich fürchte, ich fürchte, es wird uns keiner von beyden dahin führen, so warm auch beyde, gewiß sehr hochachtungswürdige Männer dafür glühen. Erst dann, wann die Mächtigen der Erde Sinn für diesen Vorschlag erlangen werden, erst dann läßt sich etwas für dessen Ausführung hoffen. Ihr also, die ihr euch für diese große Angelegenheit des Menschengeschlechts so sehr interessiret, führet weiter deswegen keine Fehden mit andern Gelehr-

ten; denn diese entscheiden nichts. Ein jeder Gelehrter muß seine eigene Meinung haben dürfen. Wendet euch aber an die Monarchen und souveränen Fürsten. Wiederholt ihnen Hufelands Zuruf (a. a. O. p. 78.). Besonders aber wiederholt den besten unter ihnen und hauptsächlich dem Preussischen Monarchen die letzten Worte: „Ihr habt schon so viel gethan, um euer Daseyn mit Wohlthun zu bezeichnen: Stiftet euch noch dieses Denkmal und euere Namen werden der Nachwelt ewig heilig seyn; das achtzehente Jahrhundert wird den Ruhm des menschenbeglückenden auf immer behaupten.“

Mit diesem Ruhm sieht es denn wohl füglich in mancher Rücksicht etwas zweydeutig aus. Indessen, wenn unsere Angelegenheit auch nur im neunzehnten Jahrhundert zu Stande käme; auch dann könnten wir uns freuen.

Beweis, daß es den Aerzten allein zu-
komme, über Wahnsinn und Ver-
standes-Zerrüttung zu urtheilen.

(Aus dem Lateinischen des Hrn. Zach. Plat-
ner in Opusc. Tom. II. p. 146. u. ff.)

Es ist gewiß ein schweres Geschäft für die
Aerzte, wann sie über angebliche Verstandes-
zerrüttung großer Verbrecher an ein Gericht
gutachtlich zu berichten haben. Solche Bö-
fewichter geben sich oft alle Mühe, um unter
dem Vorwand einer Verstandeschwäche der
verdienten Strafe zu entgehen und werden
diesfalls durch rabulistische Defensores ent-
weder aus eitler Ruhmsucht oder von Eigen-
nutz angetrieben, unterstützt. Uns aber liegt
es ob, dahin zu sehen, daß keiner von die-
ser Art Menschen, der etwa einige Entschul-
digung verdient, durch das Schwerdt des Ge-

fetzes umkomme; das aber auch kein mit
 Verbrechen beladener Unhold demselben durch
 unsere Schuld entwische. Der rechtschaffene
 Arzt wünscht daher mit Recht, mit Aufträ-
 gen von dieser Art soviel als möglich ver-
 schont zu bleiben; wann aber schon ein Fall
 dieser Art vorkommt, so ist es auch unnöthig,
 uns an unsere Pflicht zu erinnern — — Nun
 muß aber jedes Geschäft von rechtswegen
 demjenigen aufgetragen werden, der dazu die
 nöthige Geschicklichkeit besitzt, und so be-
 haupte ich auch, das die Beurtheilung des
 Wahnsinnes und seiner Gattungen nur denje-
 nigen zukomme, welche die genaueste Kennt-
 nis von der Natur des Menschen haben. —
 Ich werde mich daher jetzt anschicken zu be-
 weisen, das man Untersuchungen über zwei-
 felhafte Gemüthszustände sonst niemanden, als
 den Aerzten auftragen könne — Zu diesem Ende
 muß ich einige nothwendige Bemerkungen
 voraus schicken, welche zum Beweis dienen
 werden, das ein jeder eigentlicher Wahnsinn
 seinen Sitz im Körper habe, und wann er
 auch nicht aus demselben entstanden ist, doch
 durch dessen Mitwirkung gleichsam genährt
 und unterhalten wird.

Es zweifelt niemand daran, das in uns

ein denkendes, von dem Körper verschiedenes Wesen thront. Denn es läßt sich mit den bekannten Eigenschaften der Materie nicht zusammen reimen, daß sie des Denkens fähig seyn sollte. Man glaube inzwischen nicht, daß die Natur dieses Wesens bloß im Denken bestehe, sondern es ist eigentlich nur das Denken, wodurch uns die Existenz dieses Wesens bekannt wird. Es ist vielmehr glaublich, daß die Seele ohne Körper und ohne zu denken, (wozu sie der Mitwirkung des Körpers bedarf) existiren könne, ohnerachtet sie, solange sie an den Körper gebunden und gleichsam durch denselben beschränkt ist, sich selbst anders nicht kennen lernen kann, als durchs Denken, und je länger sie sich denkt, desto weniger sich selbst begreift. Denn ein jeder Gedanke kommt durch die Sinnen, auf welche die äußern Dinge den ersten Eindruck machen, und wann auch die Seele ihre eigenen Gedanken überdenkt, so sind es doch nie andere als solche, die zuerst durch die Sinnen entstanden sind. Die äußern Sinnorganen, welche, wie bekannt, in ihrem Bau sehr zweckmäsig eingerichtet sind und größtentheils ihren Sitz im Kopfe haben, werden zu ihren Verrichtungen hauptsächlich durch die vie-

len, aus dem Hirn herftammenden Nerven gefchickt gemacht, welche außer allem Zweifel allein fähig find zu fühlen und Perceptionen fortzupflanzen — Ohne Nerven ift kein Gefühl denkbar; es wird verflärkt, wenn die Nerven gefpannt werden, und gefchwächt, wenn fie erfchlaffen. Sie find wunderbar unter einander verfehlungen und durch diefelben erforschen wir die Eigenfchaften der Außen-dinge, z. B. ihre Größe, Geftalt, Härte, Bewegung u. f. w. und es fcheint, daß während diefer Gefchäfte an den Endigungen der Nerven, einige wiewohl unmerkliche Veränderungen vor fich gehen. Ich übergehe jetzt die philofophifche Streitfrage, ob die Seele im Körper verbreitet, in jedem Nerv fühle, oder ob der Sitz des Gefühls einzig im Hirn fey — So viel ift gewiß, und durch die Erfahrungen der Aerzte berichtet, daß alle Empfindung aufhört, wann ein Druck auf das Hirn wirkt, oder daffelbe fonft beträchtlichen Schaden leidet, oder wann ein Nerv abgefchnitten, unterbunden oder fonft vom Hirn getrennt wird. Durch einen folchen Nerveneindruck entfteht in uns eine Idee, ein Anfang von Erkenntniß, gleichfam eine Geftalt, der wir uns bewußt find, die aber

mit dem Nerveneindruck, wodurch sie entstanden ist, nichts gemein hat, auch von dem Wesen der Sache, die wir wahrnehmen, und von ihrer Bewegung sehr verschieden ist. Wann wir z. B. einen Gegenstand mit Augen sehn, so wissen wir, ohne es durch anderweitige Untersuchungen erlernt zu haben, niemals, wie es zugehe, daß das Licht denjenigen Eindruck auf die Netzhaut macht, der sich bis zu unserer Seele fortpflanzt. So erzeugt ein articulirter Ton der menschlichen Zunge in einer gewissen Sprache oder die menschliche Stimme in uns eine Idee, auf welche heftige Gemüthsbewegungen erfolgen können, dahingegen ein anderer eben derselben Sprache Unkundiger außer dem Ton, nichts vernimmt. Es bleibt also für uns ganz im Dunkeln, wie es zugehe, daß auf gewisse Nerveneindrücke in unsern künstlich gebaueten Sinnorganen, gerade diese und keine andere Ideen in unserer Seele entstehen. Eine solche Perception oder Idee ist alsdann klar, deutlich, lebhaft und vollkommen, wann der Eindruck lebhaft genug war, oder öfters wiederholt wurde und das Organ sowohl als das Hirn und die Nerven unverletzt sind. Nun geht aber der Eindruck, den der Körper em-

pfangen hat, auch zur Seele über, welche das durch ein Sinnorgan empfangene Bild aufnimmt. Wie indessen dies zugehe; dies, ich gestehe es aufrichtig, weiß ich nicht. Soviel weiß ich, daß ein Gedanke aus körperlichen Eindrücken entstehen, und daß durch Gedanken der Körper sehr oft in heftige Bewegungen versetzt werden kann. Wann inzwischen eine besondere Stelle im Hirn angenommen werden soll, wo das Denken vor sich geht, so ist es wahrscheinlich das Hirnmark, indem alle empfindenden Nerven sich dahin endigen und durch einen Druck auf das Hirn sogleich alle Fähigkeit zum Denken aufgehoben wird. Diese Stelle wird das Sensorium commune genannt und für den Mittelpunkt aller Nerven gehalten. Eine, so durch Empfindung entstandene, Idee wird nun dem Hirn mehrentheils so bleibend eingepägt, daß sie nebst den übrigen bereits dahin gelangten so leicht nicht wieder verlißt werden kann. Vielmehr wird dieselbe bisweilen entweder durch abermalige Erregungen derselben Nerven oder durch andere verwandte Ideen erneuert und zwar eben sowohl willkürlich als unwillkürlich. So werden oft Vorstellungen in unserer Seele

wieder hervor gebracht, auch wohl neue erzeugt, die durch kein Sinnorgan erweckt worden sind. Dieses Vermögen, welches wir besitzen, nicht allein bereits gehabte Ideen zu erneuern, sondern auch welche selbst zusammen zu setzen und zu erfinden, wird die Einbildungskraft oder Phantasie genannt. Ihre Macht ist sehr groß und oft wird dieselbe veranlaßt, sich auf mancherley Reitze, besonders auf solche, die von den Nerven des Unterleibes herrühren, heftig zu äußern, und wann sie einmal durch irgend eine lebhafte und öfters erneuerte Idee aufgeregt und gleichsam erglüh't ist, so entsteht daraus eine so feste Ueberzeugung, daß das eingebildete eine Wirklichkeit sey, daß sie schwer oder gar nicht mehr zu heben ist.

Da die Ideen sich nicht allein fest einprägen, sondern auch wann sie erneuert werden, mit einer Erinnerung an ihre erste Entstehung begleitet sind, auch durch ähnliche, oder ihnen verwandte Vorstellungen wieder hervorgerufen werden können, so entsteht daher ein anderes Seelenvermögen, nemlich das Gedächtniß. Und dann wird auch noch durch Seelenvorstellungen der Wille entweder erregt oder nicht erregt. Im letztern

Fall ist die Idee gleichgiltig (*αδιαφορος*). Im erstern hingegen entstehen daraus jene Bewegungen, welche alle mehr oder weniger der Liebe oder dem Haß ähnlich sehn und die man Gemüthsbewegungen oder im höhern Grade Leidenschaften zu nennen pflegt. Durch dieselben, sie mögen nun durch gleichzeitige sinnliche, oder durch ältere erneuerte Ideen erregt worden seyn, wird auch zu gleicher Zeit der Körper zu mehr oder minder heftigen Bewegungen angereizt. Einige dieser Gemüthsbewegungen wirken auf den Körper schnell und kräftig, gleichsam als ein Sturm und erschüttern denselben dergestalt, daß nicht selten ein unvermutheter Tod die Folge davon ist; andere wirken langsamer, aber nicht minder nachtheilig auf den Körper, und verursachen langwierige, am Ende ebenfalls tödtliche Krankheiten. Einige Leidenschaften setzen auch wohl gewisse Muskeln in Bewegung und erregen entweder Lachen oder Weinen; welches die Maler, wenn sie dergleichen Affekt schildern wollen, sehr gut auszudrücken wissen. — Das vorzüglichste Seelenvermögen aber ist die Vernunft, durch welche die übrigen gezügelt und geleitet werden müssen.

Diese ergründet, sagt Cicero, die Ursachen der Dinge und ihre Folgen, setzt zusammen, was ähnlich ist, trennt was unähnlich ist, stellt das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zusammen und richtet ihr Augenmerk auf den ganzen Zusammenhang der im Leben vorkommenden Dinge. Die Thiere, besonders die vollkommenern sind zwar auch mit Gedächtniß und Einbildung begabt und verfallen oft in heftige Ausbrüche von Leidenschaften, besitzen aber nur ein Analogon von Vernunft. Der Mensch aber ist, mittelst eines anderweitigen Vermögens, welches wir die Aufmerksamkeit nennen wollen, fähig über seine eigenen Gedanken und Handlungen nachzudenken, sich das Unzertrennliche getheilt vorzustellen und gleichsam zu abstrahiren. So entsteht jene Verstandesoperation, wodurch wir die Aufsendinge in Classen und Geschlechter vertheilen, und welche von einigen Notion des Allgemeinen genannt wird. Wir nehmen Zahlen an und Quantitäten und schätzen sie ab, wann auch dasjenige, was sie enthalten soll, nicht wirklich ist. Auf diesem Seelenvermögen beruhet Logik und Mathematik. Gleicherweise erhalten wir auch, indem wir die Handlungen der

Menschen beobachten und vergleichen oder einander entgegenstellen, die Begriffe von Tugend und Laster und den denselben angemessenen Belohnungen und Strafen. Mittelft jener Aufmerksamkeit kann der Mensch sein eigener Beobachter seyn, die in ihm entstandenen Ideen und die daher entstandenen Appetite beurtheilen, ihre Uebereinstimmung mit den Gesetzen einsehen und die Folgen der meisten Ereignisse, so wie auch unserer eigenen Handlungen vorhersehen lernen. Durch eben diese Aufmerksamkeit geleitet, kann der Wille, wann er fest und unwandelbar ist, der Vernunft die Oberhand verschaffen und auch diejenigen Neigungen, welche ihren Grund in der körperlichen Constitution haben, z. B. die Eßbegierde und den Geschlechtstrieb, so wie auch die Leidenschaften bändigen. Meiner Meinung nach liegt es, wann so viele Menschen ihre Begierden nicht zügeln, sondern sich einem jeden Impuls derselben überlassen und oft Verbrechen begehen oder Schandthaten ausüben — es liegt, sage ich, nur daran, daß diese Menschen der Aufmerksamkeit auf sich selbst entsagt haben, durch deren richtigen Gebrauch ihre Vernunft reine und helle Begriffe erlangt haben würde und der Wille

in Stand gesetzt worden wäre, bessere Entschlüsse zu fassen.

Diese Aufmerksamkeit auf sich selbst wird durch Ermahnungen, guten Rath, gute Beispiele, Gesetze erregt, unterstützt und gestärkt. Und gleichwie die körperlichen Kräfte in allen ihren Verrichtungen, so werden auch die Seelenkräfte durch Uebung gestärkt. Der Mensch, welcher sich die Aufmerksamkeit auf sich selbst zur Regel gemacht hat, erhält dadurch eine gewisse Fertigkeit und ein leichter auszuübendes Vermögen sich und seine Handlungen in seiner eigenen Gewalt zu behalten, daher er mit Recht vorsichtig und klug genannt wird. Der Narr hingegen überläßt sich, mit völliger Hintansetzung jener Aufmerksamkeit, bloß seinen körperlichen Begierden und den damit verwandten Leidenschaften, von welchen er, gleich denen, welche auf der See ohne Steuerruder herum getrieben werden, umhergetrieben wird; er weiß keine Klippen zu vermeiden, sondern handelt so lange thöricht und unvorsichtig, bis er seines Vermögens, seiner Ehre und aller irdischen Glückseligkeit verlustig geworden ist. Der Mensch ist bestimmt, sich von Gesetzen regieren zu lassen, das Thier

hingegen läßt sich blos durch Sinnlichkeit und von seinem Gedächtnifs, so weit es reicht, leiten.

Nun aber, wird man fragen, wozu diese weitfchweifige Einleitung? Ich mußte nothwendig dasjenige, was bey einem völlig gefunden und im natürlichen Zustand sich befindenden Menschen vorgeht, erst aus einander setzen, um zu zeigen, wie alle jene Seelenverrichtungen, auch fogar die vornehmste derselben, die Vernunft, durch körperliche Ursachen, wann solche nemlich Hinderungen und Störungen im Körper erregen, verdunkelt, und aus dem Geleifs gebracht werden kann. Es giebt aber zwey Hauptursachen, aus welchen am öftersten schwere und langwierige Krankheiten entstehen; entweder, wann die Fasern der festen Theile erschlafft sind und die Lebenskraft der Nerven erschöpft ist; oder wann das Blut verdorben und der Umlauf desselben durch die Arterien und Venen in Unordnung gekommen ist *). Die natür-

*) Es ist nicht meine Sache, die jetzt bereits etwas veraltete Theorie des Hrn. V. zu berichtigen. Es wird hauptsächlich auf die weiterhin vorkommenden Beweise seines Hauptsatzes ankommen, welche, wie ich glaube,

liche Stärke der Fibern hängt von der Cohäsion der kleinsten Elemente ab und hiervon stammt auch die Schnellkraft in Flechsen, Arterien u. s. w. her, vermöge welcher sich diese Theile beugen und ausdehnen lassen, aber von selbst wieder ihre vorige Stellung und Form annehmen. Die Nerven besitzen eine andere Kraft, die sie von jenem Saft, der im Hirn abgefondert wird und sie durchströmt, erhalten. Wann nun beyde Kräfte, besonders die in den Arterien, vermöge welcher die Säfte bearbeitet und zubereitet werden, eine beträchtliche Verminderung erleiden, so bleiben diese roh und untauglich, theils zur Ernährung, theils zur Secretion der feinem Säfte, unter andern des oben erwähnten Nerven safts. Kommt die Bewegung des Herzens in Unordnung und das Blut ist nicht gehörig bearbeitet, so leiden alle übrige Säfte darunter; besonders der Nahrungs saft der festen Theile, wodurch diese schlecht genährt und entkräftet werden. So wird auch das Nervenvermögen geschwächt, wann schlechtes

auch ohne Rückficht auf diese Theorie ihre Stärke behalten werden.

A. d. U.

tes Blut zum Hirn strömt und keinen guten Stoff zur Secretion des Nervenlastes liefert. Dies voraus gesetzt, so ist es doch wohl aufser Zweifel, daß zur vollkommenen Empfindungs- und Denkkraft eben diejenigen Bedingungen erfordert werden, welche zur unverletzten Gesundheit gehören; nemlich der Zufluß eines gefunden Bluts nach dem Kopf in einer gehörigen, mäßigen Bewegung und eine hinlängliche Festigkeit der Hirn- und Nervenfibern. Hieraus folgt denn auch, daß die Seelenverrichtungen gestört und alterirt werden, wann sich das Blut nach dem Hirn zu langsam oder zu schnell bewegt oder die Säfte verdorben sind. Häufige Beobachtungen bestätigen diesen Satz. Wir wollen Beispiele hiervon aus den Erscheinungen in den äußern Sinnorganen hernehmen. Den Augen z. B. schweben durchsichtige, gleichsam in der Luft zerstreute Bläschen vor, wann die Lymphgefäße in der Aderhaut unter der Retina aufgetrieben sind; hingegen sieht der Kranke schwarze dunkle Flecken, wann die Arterien oder die Venen zu viel Blut enthalten. Wann Zuckungen im Sehnerven entstehen, so sieht der Kranke feurige und helleuchtende Blitze, wodurch alles, was vor seinen Augen schwebt,

D

erhellet wird. Jene Blödsichtigkeit, welche man Amblyopie nennt, hat ihren Grund in den Zuckungen der Nervenfibern des Strahlenbandes, oder in der unordentlichen Bewegung des Bluts durch die Netzhaut, oder in der ungleichen Spannung der äußerst zarten Fibern dieses empfindlichen Theils. Der Kranke sieht zwar, aber sehr undeutlich und was er sieht, scheint ihm zu schwanken, sich zu bewegen, zu vervielfältigen. Eben so geht es den Betrunknen und denen, die dem Schwindel unterworfen sind. Ich übergehe jetzt den Gefichtsfehler, welcher darinn besteht, daß der Kranke nur die Hälfte der Gegenstände sieht, die andere Hälfte nicht; welches seinen Grund in einer Halbblähmung des Sehnerven zu haben scheint. So wie nun die Seele durch die Augen sieht, durch die Ohren hört u. s. w. so percipirt sie auch und denkt durch das Hirn und dessen Fibern. Ich habe schon oben angemerkt, daß durch jeden Druck des Hirns Empfindung und Denken unterdrückt wird. Kinder sind noch zum Denken unfähig und ohne Gedächtniß, so lange die Hirnfibern zu weich sind. Im höhern Alter erschlaffen sie wieder. Hieher gehört auch das merkwürdige und bewundernswürdige

Beispiel einer Frau, welche zwanzig Jahre lang wahnsinnig gewesen war und durch einen Fall von einem hohen und steilen Fel- sen, durch welchen sie sich auch einen Arm- bruch zuzog, von ihrer Krankheit genaß; welches doch gewiß ohne eine beträchtliche Hirnerschütterung nicht geschehen seyn konn- te. Es entstehen also falsche Vorstellungen in der Seele und fremdartige Ideen nicht al- lein dann, wann die äußern Sinnorganen ver- letzt sind, sondern auch wann das Hirn an- gegriffen ist und dies kann man täglich an denjenigen wahrnehmen, welche betrunken sind oder in der Fieberhitze liegen und irre- reden. Da nun die bereits öfters erwähnten Vorstellungen oder Ideen im Hirn durch ir- gend eine Nervenerschütterung entstehen, so ist es wohl möglich, daß durch ähnliche Schwingungen eben derselben Nerven, oder auch anderer, welche sich ebenfalls im Hirn endigen, ähnliche Ideen erfolgen. Es ist nem- lich bekannt, daß die erste Grundursache der Melancholie und mehrerer Gattungen des Wahnsinns nicht sowohl im Hirn als viel- mehr in den Eingeweiden steckt. Ohne jetzt der Wirkungen der Gifte vom tollen Hunds- bis, von der Tarantel und andern Thieren

oder der Pflanzengifte, des Bilsenkrauts, des Stechapfels u. a. w. zu gedenken, will ich nur eine allgemein bekannte Thatfache anführen. Es ist bekannt, daß Weiber sehr oft irreden, wann die monatliche Reinigung in Unordnung kommt, und eben so die Männer, wann sonst fließend gewesene Hämorrhoiden unterdrückt sind *), indem beyde Ausführungen den Körper von Unreinigkeiten zu befreyen pflegen. Unverheirathete Weibspersonen werden, wann sie den zu heftigen Geschlechtstrieb nicht befriedigen können, oft wahnsinnig. Solche Personen werden aber bald hergestellt, wann die die Eingeweidenerven reizenden Säfte fortgeschafft werden **); denn es ist sehr wahr-

*) Ein Bauersmann, welcher von einer heftigen Colik befallen war, bildete sich ein, seine, auch abwesende Frau reisse ihm die Gedärme aus dem Leib und wickle sie in Knauel zusammen. Jedermann hielt den Kranken für behext; die Aerzte aber gaben dem Kranken nach genauer Untersuchung der Sache ein Abführungsmittel, welches nebst vielem zähen Schleim auch Blut abführte; und er genas.

Not. Aut.

) Ein von unterdrückter Reinigung wahnsinniges Weib, welches Italien durchstriefte, gerieth eine Nacht in ein Hhaus, und

scheinlich, daß durch zurückgebliebene verdorbene Stoffe die Nerven und mittelst derselben das Hirn gereizt und zu falschen Vorstellungen geschickt gemacht wird. Besonders aber ist die Phantasie zur Erregung solcher Vorstellungen vorzüglich geneigt, wenn sie den im Gedächtniß enthaltenen Vorrath von Ideen durchmustert, noch mehr aber, wann sie durch heftige und ungestüme Ausbrüche von Leidenschaften gleichsam in Feuer gesetzt wird. Denn die falschen Vorstellungen welche die Gemüther dieser Unglücklichen beunruhigen, sind ihnen so fest eingepreßt, daß sie auf keine Art oder Weise unterdrückt oder verdrängt werden mögen. Wollte man hiergegen einwenden, dies sey ein Beweis, daß jene Veränderung nicht vom Körper, sondern vom Willen abhängt, durch welchen sich eine Leidenschaft doch allein äußern könne; so erwiedern wir darauf, daß nach bekannten Erfahrungen schon durch geringe

musste vielen Männern zur Sättigung ihrer Begierden dienen. Hiedurch wurde ein Blutfluß der Gebärmutter veranlaßt und die Frau verließ den andern Morgen, voller Schaam aber hergestellt, diesen Ort ihres Ansehens

Not. Aut. ex Alex. Bened.

körperliche Veränderungen die Phantasie erregt wird. Dichter z. B. werden zu ihren Gefängen durch das Feuer des Weins begeistert und mancher, der sonst kein Vielsprecher ist, wird redselig bey dem Klang der Gläser. Wie vielmehr geschieht das bey Leidenenschaften! Die körperliche Anlage, das Temperament, das Alter, die Lebensart, macht die Menschen zu gewissen Leidenenschaften nicht weniger geneigt, als zu gewissen Krankheiten des Körpers. In der Beweglichkeit der flüssigen und in der Erregbarkeit und Stärke der festen Theile scheint der Grund der verschiedenen Gemüthsstimmungen der Menschen zu liegen. Um die Niedergeschlagenheit eines furchtsamen Menschen aufzurichten, kann man von einem Trunk guten Weins immer mehr erwarten, als von den besten Gründen und von dem eindringendsten Zureden. Wildheit des Gemüthes und kriegerischer Muth werden durch Blutverlust und andere erschöpfende Mittel geschwächt. Von dem großen und tapferen Heerführer Marlborough wird erzählt, — was ich auch in andern Beispielen bestätigt gesehen habe — seine Standhaftigkeit und sein erhabener Muth sey durch eine Nervenkrankheit dergestalt erschüt-

tert worden, daß eine jede angenehme oder unangenehme Nachricht ihm Thränen auspresste. Es ist den Aerzten bekannt, daß einige Kranke, besonders Hypochondristen, in ihrem Gemüth so schüchtern und niedergeschlagen sind, daß sie immer am Leben verzagen; dagegen andere, wohin besonders wasser- und schwindfüchtige zu rechnen sind, immer Hoffnung zur Wiedergenesung behalten, wann ihnen auch der Tod auf der Zunge sitzt. Der Grund hiervon ist nach Robinson folgender: im ersten Fall sind es die Gefühlnerven, welche leiden; im andern Fall sind die Säfte verdorben und die kleinen Gefäße unwirksam. Wie dem aber auch sey, so wird hoffentlich niemand läugnen, daß die Leidenschaften, welche man mit Recht Krankheiten des Gemüths nennen kann, durch körperliche Anlagen und Krankheiten entstehen, zunehmen, genährt, verändert, auch gemindert werden. Dies läßt sich aber auch vom Gedächtniß sagen, ohne welches die Phantasie nicht wohl bestehen kann und dessen Integrität ebenfalls von dem Zustand des Körpers abhängt. Wann der Zulauf des Bluts zum Hirn gehemmt wird, wie z. B. bey der Ohnmacht, bey dem Stillstand des Herzens oder bey

einem Schlagflufs; so hört alle Empfindung und alle Erinnerung an das, was zu der Zeit gefchehen ist, auf. In epileptischen Anfällen sind die Hirnsibern und Nerven in einer so heftigen Spannung, dafs der Kranke nicht allein keinen Schmerz fühlt, auch selbst vom Berühren feuriger Körper nicht, sondern auch nachher nichts von dem weifs, was mit ihm vorgegangen. Ueberdas lehren uns unzählige Beobachtungen, dafs das Gedächtnifs z. B. durch allzuhäufigen Beyfchlaf, durch den Misbrauch hitziger Arzneymittel, nach böartigen Fiebern, nach Krampf-Coliken u. d. gl. verloren gegangen war. Dies ereignete sich unter andern auch in derjenigen Pest, welche ehemals Hellenien verheerte, so dafs, nach dem Zeugniß des Thucydides, die Wiedergenesenden so vergesslich geworden waren, dafs sie weder sich noch ihre Anverwandten mehr erkannten. Dies alles führt mich nun näher zum Schlufs, dafs die Phantasie ihren Stoff aus den Empfindungen und dem Gedächtnifs schöpft, und dafs sie, theils durch Leidenschaften, theils durch Krankheiten und alles Widernatürliche im Körper besonders aufgereggt wird. Ueberflüssig wäre es, die merkwürdigen und oft äufferst heftigen Aeuf-

ferungen der Einbildungskraft anzuführen und durch Beobachtungen der Aerzte zu bestätigen. Die Phantasie, wann sie einmal durch körperliche Ursachen aufgeregt ist, ergreift oft mit Heftigkeit eine Idee, die ihr entweder durch Leidenschaft, oder durch Gewohnheit geläufig und dem innern Sinn tiefer eingepägt worden ist. Diejenigen, welche aus Verliebtheit und Geschlechtstrieb wahnsinnig geworden sind, geberden sich, wie verbuhlte Geschöpfe. Diejenigen, welche sich in geistliche Betrachtungen und Lektüre vertieft haben, fangen, wann ihre Phantasie erhitzt ist, an, zu prophezeyen, ihre schreckliche Stimme zu erheben und den Untergang des Vaterlandes anzukündigen; zuletzt verfallen sie, wie die Jünger des Abts Pary, in fromme Zuckungen und epileptische Bewegungen. Nichts macht hierzu geneigter als eine übertriebene Zartheit und so zu sagen, Reitzfähigkeit des Hirnmarks gegen gewisse Eindrücke. Denn so wie die Nerven durch mancherley Ursachen, besonders durch Spannung empfindlicher werden, so erlangen auch die zarten Hirnsibern, welche die Organe der innern Sinne sind, so wie auch die Bewegungsnerven der Muskeln, durch ähnliche Ursachen

eine gröfsere Thätigkeit. Wann nun aber einmal die Phantafie durch beftimmte Urfachen aufgereggt, eine aus unächter Empfindung entftandene Idee aufgefafst hat und diefelbe fefthält, fo bewafnen fich die Bedauernswürdigen, bey welchen dies vorgeht, mit einer fo feften Ueberzeugung von der Wirklichkeit ihrer Einbildung, dafs fie davon nicht mehr abzubringen find. Diefte Ueberzeugung ift ftärker als alle Vernunftgründe; fie befiegt alle Aufmerkfankeit auf unfere Gedanken und die Willkühr unferer Handlungen. Es ift daher vergebene Mühe, durch Gründe, fo einleuchtend und wichtig fie auch feyn mögen, die Phantafie diefer Menfchen zu beftürmen, fie eines Bessern zu belehren und ihr Gemüth beruhigen zu wollen. Man erhält weiter nichts dadurch, als dafs fie fich die vorgefafste Idee noch tiefer einprägen. Die Geiftlichtollen bilden fich ein, fie feyn von einem innern Licht erleuchtet, fie treiben ihr Wefen auf Gottes Geheifs und unmitteldbare Eingebung und täufchen fo nicht allein fich, fondern auch fehr oft andere. Wann alfo die Seele von eingebildeten Dingen fo eingenommen ift, fo ift das eine Krankheit, die wir auf keine andere Weife behan-

deln oder heilen können, auſer durch Wegſchaffung deſſen, was die Phantaſie erregt und in jener Stimmung unterhält. Steckt der Fehler in den Säften, ſo muß das Verdorbenē ausgeführt oder ſonſt getilgt werden. Iſt hingegen — was wirklich bey Hypochondriſten und hyſteriſchen Perſonen oft der Fall iſt, — der ganze Körper geſchwächt, Fibern und Nerven erſchlafft, ſo helfen körperliche Bewegung, Reiben, ſchickliche Diät, Enthaltſamkeit, wodurch der Körper gefärkt und unter anhaltendem Gebrauch die oft ſehr hartnäckige Krankheit gehoben wird.

Es iſt aber nicht weniger Krankheit zu nennen, wann das Hirnmark auch aus andern Urfachen in jenen Zuſtand verſetzt wird. Wem iſt es nicht bekannt, daſs viele, bey geſundem Körper, entweder durch heftige Begierden oder mächtige Lei denſchaften, oder durch anhaltendes Studiren und Anſtrengung der Geiſteskräfte in Wahnsinn verfallen. Wie heftig die Gemüthsbewegungen den Körper erſchüttern, weiß jedermann. Daſs aber eifriges Studiren, anhaltendes Nachdenken und Ermüdung der Geiſteskräfte die Hirnfibern äußerſt ſchwächen, iſt eine nicht minder unbezweifelte Sache. Das Hirn iſt das

Denkorgan der Seele. So bald dasselbe nun auf irgend eine Art leidet, d. i. entweder in Weichheit oder in Härte oder sonst ausartet, so muß, wie es die vielen Leichen-Oefnungen der Aerzte dargethan haben, eine Verstandes-Verwirrung darauf erfolgen. Es ist wahrscheinlich, daß die zum Denken aufgelegten Hirnfißern durch allzu lange Spannung eben so ihre Kraft verlieren, wie die Sinnennerven durch eine allzulangdauernde Intensität des Gefühls, und dies pflegt eine sehr schwer zu hebende Geisteszerrüttung nach sich zu ziehen; daher diejenigen, welche durch anhaltendes Studieren in Wahnsinn verfallen sind, viel seltener genesen, als die, bey welchen eine körperliche Ursache zum Grunde liegt, welche leichter gehoben werden kann.

Wir haben hier aber noch einen andern Punkt zu untersuchen, auf welchen in dieser Sache viel ankommt. Da nemlich Menschen in dem Ausbruch ihrer Leidenschaften und in dem Sturm heftiger Begierden wie Wahnsinnige und Rasende handeln, so entsteht die Frage, was zwischen einem wahnsinnigen oder rasenden und einem im Zorn entbrannten Menschen für ein Unterschied sey, da dieser eben so sehr von der Vernunft verlaß-

sen zu seyn scheint, als jener? Der Unterschied wird hier, dünkt mich, durch den Ausgang und durch die Länge oder Kürze der Zeit bestimmt. Wer sich nemlich von Zorn, Wollust und andern Begierden beherrschen läßt, und nach ihrem Antrieb handelt, der entsagt zwar auch der Herrschaft der Vernunft, aber nur auf kürzere Zeit. Denn, so bald sich der Sturm dieser Leidenschaften gelegt hat, welches bisweilen desto geschwinder geschieht, je heftiger sie gewesen sind, so wird das Gemüth wieder ruhig; der Mensch geht in sich und schämt sich, oder bereut das Vergangene; es müßte denn ein schon durch lange Gewohnheit zu Lasterthaten abgehärteter Böfewicht seyn. Der Wahnsinnige hingegen, dessen Seele mit falschen Vor Spiegelungen umgeben ist, wird sich, wann er eine rasende Handlung begangen hat, noch darüber freuen, besonders wann er durch diese That das, was er so begierig suchte, erreicht hat, oder noch zu erreichen hofft. Sein Seelenorgan ist durch die ihm beständig vor schwebende lebhaftete Idee umgeändert, die Phantasie erschüttert, der Wille verstimmt, seine Vernunft gleichsam gebunden; er wird zu dem, was er vornimmt, gleich-

sam durch eine geheime Gewalt genöthigt; die Vernunft ist bey ihm unwirksam, da sie vielmehr bey denen, welche nur in Ausbruch von Leidenschaften begriffen sind, wann sie nur anders sich des göttlichen Geschenks der Wachsamkeit über sich selbst bedienen wollen, sobald der Sturm sich gelegt hat, wieder sammelt und das Gemüth zu bessern Handlungen stimmt.

Auch ist hier nicht außer Acht zu lassen, daß diejenigen, welche Truggestalten sehen, und an einer verdorbenen Phantasia leiden, über alle andere Dinge vernünftig zu sprechen und zu handeln fähig sind — dies läßt sich aus dem bisher Gesagten erklären. Denn die falsche Vorstellung, welche bey ihnen haftet, scheint nicht das ganze Hirn, sondern nur einen Theil desselben umgestimmt zu haben.

Der Wahnsinn ist also eine körperliche Krankheit, wodurch das Hirn des Menschen so angegriffen wird, daß er entweder in allen oder in einigen Dingen verkehrt denkt und eben so handelt. So lange es nun bey bloßen Worten oder unbedeutenden Handlungen bleibt, so nennt man es Wahnsinn; zur Raserey wird es, wann der Kranke in

heftige, sich selbst oder andern schädliche Handlungen ausbricht. In Rücksicht der Ursache aber kann ich keinen Unterschied zwischen beyden Fällen annehmen. Denn selbst der religiöse, aus allzu tiefem Nachdenken über Religions-Gegenstände entstehende Wahnsinn veranlaßt nicht weniger mörderische Handlungen, als der aus Liebe entstandene. Auch giebt es Wahnsinnige, die nur periodisch irre reden oder handeln, sonst aber vernünftig sind. Dahin könnte man die Fieberkranken rechnen, welche, wann das Fieber nachläßt, wieder zu sich kommen, weil der Trieb des Bluts nach dem Kopf vermindert ist. Sobald aber der Anfall wieder kömmt, so reden sie wieder irre und handeln diesem Zustand gemäß.

Wann nun also — denn ich muß zum Ende eilen, der Wahnsinn eine Krankheit des Körpers und nicht der Seele ist, die ihren Ursprung auch mehrentheils im Körper hat, wer wird richtiger von dieser Krankheit, ob sie wirklich oder nur simulirt ist? urtheilen können, als der Arzt, welcher allein die Natur des Körpers kennt und die verborgenen Krankheits-Ursachen auszuspähen weiß, der also dem Richter über dieses Uebel, mit def-

sen Heilung er sich oft beschäftigen muß, die genauesten Aufschlüsse geben kann. Seinem Urtheil muß also diese Sache überlassen werden; und dieser Meinung waren auch Brunnemann, Carpsov und Thomasius. Dagegen geht es auch die Aerzte nichts an, ob die Wahnsinnigen strafwürdig sind oder nicht. Hätten dies die Rechtsgelehrten immer gehörig bedacht, so wären nie Hexen verbrannt worden.

Unser Kant, der ehrwürdige Greis, sagt in seiner Anthropologie §. 41. „Das Ir-,
 „rereden (delirium) des Wachenden in
 „sieberhaften Zustande ist eine körperliche
 „Krankheit und bedarf medicinischer Vorkeh-
 „rungen. Nur der Irreredende, bey welchem
 „der Arzt keine solche krankhafte Zufälle
 „wahrnimmt, heist verrückt; wofür das
 „Wort gestört, nur ein mildernder Aus-
 „druck ist. Wenn also jemand vorsetzlich ein
 „Unglück angerichtet hat, und nun, ob und
 „welche Schuld deswegen auf ihn hafte, die
 „Frage ist, mithin zuvor ausgemacht werden
 „muß ob er damals verrückt gewesen sey
 „oder

„oder nicht, so kann das Gericht ihn nicht
 „an die medicinische, sondern müßte (der
 „Incompetenz des Gerichtshofs halber) ihn
 „an die philosophische Facultät verweisen.
 „Denn die Frage: ob der Angeklagte bey sei-
 „ner That im Besitz seines natürlichen Verstan-
 „des- und Beurtheilungs-Vermögens gewesen
 „sey, ist gänzlich psychologisch und, obgleich
 „körperliche Verschrobenheit der Seelenorga-
 „nen vielleicht wohl bisweilen die Ursache
 „einer unnatürlichen Uebertretung des (jedem
 „Menschen beywohnenden) Pflichtgesetzes
 „seyn möchte, so sind die Aerzte und Phy-
 „siologen überhaupt doch nicht so weit, um
 „das Maschinenwesen im Menschen so tief
 „einzusehen, daß sie die Anwendung zu
 „einer solchen Greuelthat daraus erklären,
 „oder (ohne Anatomie des Körpers) sie vor-
 „her sehen könnten und, eine gerichtli-
 „che Arzneykunde (medicina foren-
 „sis) ist — wann es auf die Frage ankommt:
 „ob der Gemüthszustand des Thäters Ver-
 „rückung, oder mit gesundem Verstande ge-
 „nommene Entschliesung gewesen sey — Ein-
 „mischung in fremdes Geschäfte, wovon der
 „Richter nichts versteht, wenigstens es, als

E

„zu seinem Forum nicht gehörend, an eine
 „andere Facultät verweisen muß.“

Käme es nur auf meine Stimme an, so wäre ich sehr geneigt, das — ich kann wohl sagen traurige und dem gerichtlichen Arzt verdrießliche Geschäft über wahren oder verstellten Wahnsinn zu urtheilen — den Philosophen zu überlassen. Ob sie Mittel hätten, tiefer in die geheimen Triebfedern der Handlungen und in den Gemüthszustand solcher Menschen, wie die, welche gewöhnlich zu solchen Unternehmungen Anlaß geben, einzudringen, als wir? das will ich an seinen Ort gestellt feyn lassen. So wie indeffen die Sachen jetzt noch stehen und da die Aerzte noch im Besitz sind, vorzugsweise zu den Untersuchungen dieser Art gezogen zu werden, so mußte doch ein Versuch gemacht werden, ihnen dieses Vorrecht zu vindiciren und zu zeigen, daß sie, selbst in petitorio rechtmäßige Ansprüche darauf zu machen haben. Da ich aber ein zu unbedeutender Mann bin, um mich einem Kant gegenüber zu stellen, so habe ich geglaubt, nicht besser thun zu können, als wann ich des philoso-

phischen Arztes Zacharias Platner vielleicht vergessene Abhandlung über diese Materie wieder an das Licht zöge und sie im deutschen Gewand erscheinen liesse. Meine Uebersetzung ist etwas frey. Ich habe manche Stellen weggelassen, die mir zur Sache nicht nothwendig schienen, oder wo mein Autor mehr auf die Grazie und Eleganz des Styls bedacht zu seyn schien, als auf die Sache selbst. Doch wird man nichts Wesentliches vermiffen. Auch ich dächte, der Arzt als empirischer Psycholog — und wer das nicht ist, der lasse seinen Vorwitz — wäre der einzige, der mit einiger Hoffnung des Erfolgs in diesem Feld arbeiten kann.

III.

Geschichte einer verheimlich-
ten Schwangerchaft und
Geburt.

Ohnerachtet Geschichten dieses Inhalts in mehreren Schriften bereits in nicht geringer Anzahl aufgezeichnet sind, so wird doch diejenige, welche ich hier einrücken will, wie ich glaube, nicht für unbedeutend gehalten werden, indem sie mit besondern Umständen begleitet ist.

Aus dem Herzogthum Mecklenburg erhielt die medicinische Facultät vor einiger Zeit folgende Geschichtserzählung mit der Bitte des Defensors der Inquifitin, auf einige vorgelegte Fragen zu antworten.

M. E. P. überliefs sich 8 Wochen vor Weihnachten 1796 den Umarmungen einer Mannsperfon. Der Beyfchlaf ward stehend verrichtet. Ihre monatliche Reinigung war

nie ordentlich gewesen und blieb auch jetzt aus. Doch erschien sie zweymal gegen Fastnacht, und bald darauf erfolgte abermal männliche Umarmung. Nun fieng die P. an zu kränkeln und das Monatliche blieb ganz aus, jedoch ohne Vermuthung einer Schwangerschaft. Um Pfingsten aber verbreitete sich das Gerücht, dafs die P. schwanger sey. Sie läugnete dies auf Befragen weder der Obrigkeit noch den Eltern, jedoch mit dem Zusatz, sie würde auf alle Fälle vor Martini nicht niederkommen, um Jacoli aber erst Gewisheit von ihrer Schwangerschaft haben.

Merkwürdig ist die Versicherung der P. dafs sie nie einige Bewegung ihres Kindes verspürt habe. Sie mußte schwere Landarbeit verrichten und wurde noch am Abend vor ihrer Niederkunft mit Rückenschmerzen befallen.

Diese Niederkunft geschah den 11ten Jul. 1797 des Morgens. Die bey ihr schlafende Schwester hatte sich seit einer Stunde entfernt, die P. war also allein und ohne Hilfe. Nachdem sie sich von ihrer Bestürzung erholt hatte, betrachtete sie ihr Kind und fand es ganz blau und ohne Leben.

Nun stützt sie sich auf den linken Arm

und zieht mit der rechten Hand an der Nabelschnur die Nachgeburt heraus. Die Mutter der Inquisitin kommt hierzu und entdeckt was vorgegangen ist. Sie hält ebenfalls das Kind für todt und reicht der Tochter eine Schere, um die Nabelschnur abzuschneiden. Dies geschah ohne Blutvergießen etwa eine halbe Stunde nach der Geburt. Noch behält die Inquisitin, nachdem ihre Mutter das Abwaschen besorgt hat, das Kind gegen 2 Stunden bey sich im Bette, um zu sehen, ob es nicht noch aufleben würde. Uebrigens wird die Geburt, nachdem das Kind in einer Schachtel erst unter das Kopfkissen gelegt, hernach vergraben worden war, bis den 15ten verheimlicht, an welchem Tag die Gerichte, nach erhaltenen Anzeigen und eingeholtem Geständniß die Inquisitin einzogen.

Physicus und Kreis-Chirurgus, welche eine Meile von da wohnten, wurden nun zwar sogleich erfucht, zur Obduction herüber zu kommen. Ersterer war aber verreeßt. Es wurde also die Inquisitin, nebst ihrem Kinde in einer Schachtel, hinüber transportirt und letztere an einem kühlen Ort verwahrt. Nichts desto weniger wurde die Obduction von dem Physico noch auf den 17ten

verschoben, also auf den 7ten Tag nach der Geburt, da der Leichnam schon ganz faul war. Daher auch der Defensor den Physicus beschuldigt, er habe in seinem Attest seine Nachlässigkeit durch unerweisliche Behauptungen bemänteln wollen.

Der Defensor stellt folgende vier Fragen auf:

1. Ob das Kind aus den Umarmungen 8 Wochen vor Weyhnachten oder aus den spätern um Fastnachten erzeugt sey?
2. Ob die Kränklichkeit und schweren Arbeiten der Mutter dem Leben und den Bewegungen des Kindes nachtheilig gewesen?
3. Ob die Hilflosigkeit der Gebärenden und die halb aufrechte Lage im Bette schuld gewesen, daß das Kind in der Geburt — etwa durch eine Einkeilung gestorben?
4. Wann — vermöge der Lungenprobe — das Kind gelebt haben sollte, ob nicht eine Verwicklung der Nabelschnur oder ein anderer Zufall Ursache des Todes seyn sollte.

Die Obduction hatte folgende Data ergeben:

1. Das Kind war weiblichen Geschlechts.

Der Leichnam schon stark in Fäulniß übergegangen und Stücke von der Oberhaut blieben an den abgenommenen Lappen hängen. Die Nabelfchnur 7 Zoll lang, schwarzbraun, knotig, saftig und voll, dem Ansehen nach schräg abgeschnitten, ununterbunden.

2. Der Körper hielt an Gewicht $6\frac{1}{2}$ Pfund, an Länge $\frac{3}{4}$ Berliner Ellen. Die Nägel waren vollständig an Händen und Füßen. Die Haare waren mit der Kopfhaut abgestreift.
3. An der Schaam, an Armen und Beinen war die Oberhaut abgestreift; vom linken Auge die Tunica conjunctiva von ihrer Verbindung getrennt.
4. Mund und Zunge schwarz und letztere hervorragend. Sonst nirgend eine Laesion zu bemerken.
5. Die Bauchmuskeln waren schwarzbraun; aus dem Bauch floß eine schwarze, stinkende Jauche.
6. Das Colon transversum schwärzlichgrün, mit Meconium angefüllt.
7. Die Leber außen und innen schwärzlich von Ansehen.

8. Die Milz sehr mürbe und zwischen den Fingern zerreibbar.
9. Der Magen braun, von Luft ausgedehnt und leer.
10. Die Urinblase leer.
11. Die Nieren schwarz und von der Fäulniss ergriffen.
12. Das Omentum aufgezehrt.
13. Die Lungen blafsroth und die Brusthöhle ausfüllend. Mit dem Herzen und mit dem Thymus abgelöst und in helles klares Wasser gelegt, schwammen sie oben. So auch jede Lunge für sich und jedes kleine zerchnittene Stückchen derselben besonders. Herz und Thymus fielen für sich zu Boden. Die Lungen waren von Luft ausgedehnt und enthielten ein schäumendes, schwarzes Blut. Sie waren nur wenig von der Fäulniss ergriffen und ziemlich fest.
14. Im Herzbeutel war rothe Feuchtigkeit enthalten. Die größern Gefäße von Blut entleert. Nur in den Lungenblutgefäßen war etwas Blut enthalten.
15. In der Luftröhre kein Schleim.
16. Die Decken des Kopfs in Verwesung und die Knochenhaut abgestreift.
17. Die Schedelknochen fielen durch Fäul-

nifs getrennt aus einander. Sie waren übrigens unverletzt. Das Hirn war in einen dünnen weißgrauen Brey verwandelt.

18. Die Nachgeburt in völliger Fäulnifs.

Die Resultate der Obducenten waren folgende:

- a. Das Kind war vollständig und reif.
- b. Laut No. 13. hat das Kind respirirt, folglich nach der Geburt gelebt. Diesen Punkt setzen die Obducenten sehr ausführlich aus einander.
- c. Die Todesart des Kindes wird einer Verblutung aus der Nabelschnur zugeschrieben.

In ihrem Gutachten recapitulirt zuerst die Facultät die Species facti und bemerkt hiernächst, wie es darauf ankomme, ob angenommen werden könne, das bey dem hohen Grad der Fäulnifs, den die Obducenten in den übrigen Theilen wahrgenommen, die Lungen, welche denn freylich sonst später als alle übrige Eingeweide in Fäulnifs übergehen, in diesem Fall noch so sehr wenig davon angegriffen waren; das die von Camper und Hunter beschriebenen, längst den Einschnitten der Lungen hinlaufenden Luftbläschen

hier nicht wahrgenommen wurden, wie man doch vermuthen sollte.

Auch des Geräufchs der ausdringenden Luft bey dem Durchschneiden der Lungen haben die Obducenten nicht gedacht.

Inzwischen sey die Lungenprobe noch sorgfältig genug angestellt, um wegen des Lebens des Kindes nach der Geburt keinen Zweifel übrig zu lassen.

Doch gehe die Facultät von der Meinung der Obducenten darinn ab, daß sie nicht glaubt, das Kind sey an einer Verblutung aus der Nabelschnur gestorben, indem diese Todesart hier auf keinem einzigen sichern Beweisgrund beruhe.

Und nun die Beantwortung der vier Fragen:

Ad 1. Die Schwängerung der Inquisitin sey von dem ersten vertraulichen Umgang mit einer Mannsperson, 8 Wochen vor Weihnachten her zu rechnen.

Ad 2. Es erhellet nicht ex Actis, was die angeblichen schweren Arbeiten der Inquisitin für Nachtheil verursacht haben sollten. Das Weben könnte bey der starken Positur der Inquisitin (welche in der Species facti bemerkt wurde) ihre Auf-

merkſamkeit von den Bewegungen des Kindes vielleicht abgeleitet haben.

Ad 3. Eine Einkeilung des Kopfs iſt hier nicht denkbar. Vielmehr muß die Geburt ganz leicht geweſen ſeyn. Eben ſo wenig

Ad 4. Eine Umſchlingung der Nabelſchnur, welche eine ſchwere Geburt zu verurſachen pflegt.

Indeſſen könne Inquiſitin am Tode ihres Kindes ſchuldlos und das Kind aus Mangel an Luft geſtorben ſeyn. Einen ſolchen Fall erzähle Hunter in ſeiner Abhandlung über den Kindermord und dieſen Fall könne Hr. R. zu ſeiner Deſenſion nutzen.

Ich habe hier alles ins Kürzere gezogen, weil dem Leſer mehr an dem Weſentlichen der Sache gelegen iſt, als an der Form. Ich werde indeſſen noch einige Bemerkungen hinzufetzen:

1. Der Deſenfor hat hier ſeinen Amtsbrüdern in und außerhalb Mecklenburg ein ſehr gutes Beyſpiel zur Nachahmung gegeben, indem er ſeine vorhabenden Einwendungen gegen die Behauptungen des Phyſici nicht unverdaut hiſchrieb, ſondern ſie

zuvörderst einem Collegio von Sachverständigen zur Prüfung vortrug. Auch muß er geglaubt haben, eine medicinische Facultät könne wohl ohne Zuziehung eines Regiments-Chirurgi ein glaubhaftes gerichtlich medicinisches Gutachten ausfertigen.

2. In dem Obductions-Atteft sind manche Bemerkungen unnöthig, und nöthige Dinge sind übergangen. Der hohe Grad der Fäulnis in den übrigen Theilen ist genau beschrieben, die Beschaffenheit der Lungen aber ist sehr unvollständig geschildert. Sie waren nur wenig von der Fäulnis ergriffen und ziemlich fest. Also waren sie doch etwas von der Fäulnis ergriffen und nicht ganz fest. Nun finden sich im ersten Grad der Fäulnis der Lungen doch schon die oben erwähnten Bläschen, und gesetzt, sie wären nicht da, so müßte dies ausdrücklich bemerkt werden. Auch fehlt hier das Experiment mit einem Stück der Leber, um zu sehen, ob andere Eingeweide aus Fäulnis schwimmen.

3. Die Behauptung der hier erwähnten Inquisitin, daß sie keine Bewegung ihres Kindes verspürt habe, hörte ich auch oft schon von andern in ähnlichen Fällen;

aber nie hat man eine folche Erscheinung bey einer ehelich Schwangern wahrgenommen. Das Vorgeben ist also immer verdächtig, so wie es mir auch sonderbar scheint, das erwachsene Personen, die sich männlichen Umarmungen überlassen haben, eine Unwissenheit ihrer Schwangerschaft affectiren. Ueber diese Gegenstände konnte sich inzwilchen die medicinische Facultät hier nicht auslassen, die ihr Gutachten zum Behuf einer Defension bestimmt und sie darüber nicht befragt war.

IV.

Ob es nicht mehr erlaubt ist, andere
als neue Lehren vorzutragen?

Die Medicin hat jetzt, Dank sey es dem Genius des laufenden Decenniums, eben so gut, wie die Theologie, ihre alten und neuen Lehren, ihre Neologen und Paläologen. Da hat uns erstlich der Schotte Brown ein neues System hingepflanzt, das in dem wuchernden Boden Italiens und des südlichen Deutschlands zuerst Wurzel gefaßt hat und von da aus seine Zweige auch über sonst hellere Gegenden auszubreiten droht. Brown — so hat sich jemand nicht gescheut zu sagen — war im trunkenen Muth ein schärferer Denker, als andere bey nüchterner Fassung. Brown — so sagen andere — war ein Originaldenker, gerade als ob Originalität das Recht hätte, der Wahrheit das Siegel aufzudrücken. „Sonst war es Gründlichkeit, Licht,

Bestimmtheit und zuweilen eine höhere mit diesen Vollkommenheiten verbundene Schönheit der Composition, wornach philosophische Schriften gewürdigt wurden. Jetzt ist es Originalität, immer Originalität und nichts als Originalität.“ Ich will Hrn. Eberhard als einen Gegner der kritischen Philosophie diese Aeußerung selbst verantworten lassen; ich hingegen will es verantworten, wann sie auf die jetzige medicinische Schriftstellerey angewandt wird. Der originelle Brown wird durch seine originellen Commentatoren dergestalt aufgestützt, daß er sich, käme er aus jener Welt zurück, verwundern müßte, sich in einem originellen kritischen Kleide zu erblicken. Ob er seine Freude darüber haben würde, zweifle ich.

Dann hat auch die neuere Chemie in die Physiologie sowohl als in die Pathologie neue Hypothesen eingeführt, über deren Haltbarkeit ich jetzt nicht urtheilen will. Lobenswürdig sind allerdings die Bemühungen, die Erscheinungen der thierischen Oeconomie, welche mit der Außenwelt in Verbindung stehn, durch Physik und Chemie aufzuklären, so weit es zureicht, wann dabey die Caute-
len beobachtet werden, welche Hufeland
und

und Götting vorgezeichnet haben; wann man nie vergißt, „dafs (f. Aufklärungen in der Vorrede) der Charakter des vollkommenen organischen Lebens keine pur chemische Operation zuläßt — dafs alle in einem lebendigen Wesen wirkende Kräfte, alle darinn vorgehende Operationen von dem Einfluß der Lebenskräfte eigenthümlich modificirt werden und gleichsam als animalisirt gedacht werden müssen.“ Hat man aber bey Einführung so vieler neuen chemisch-physiologischen Lehren jene Vorschriften vor Augen gehabt? Will man nicht jetzt schon behaupten, die Respiration und die Verdauung seyn bloß chemisch zu erklären; da die physikalische Chemie doch nur bis jetzt einige Data zur nähern Einsicht dieser Functionen geliefert hat? Hat man nicht das Lebensprincip selbst zu einem chemischen Wesen herab gewürdigt? Und wird nicht der Mißbrauch einer der Medicin sonst allerdings unentbehrlichen Hülfswissenschaft uns in die Zeiten des Sylvius zurück versetzen?

Und nun drittens, entsteht leider in unserer Theorie eine allgemeine Sach- und Sprach-Verwirrung durch den Mißbrauch der kritischen Philosophie. Ich will es hier gleich

F

aufrichtig gestehen; die kritische Philosophie ist über mein Urtheil erhaben. „Wir haben — so sagt ein sehr achtungswerther Schriftsteller, mit dem ich mich in gleichem Fall befinde — einen Zeitpunkt im Leben, wo wir, wann wir anders früh zu philosophiren angefangen haben, die Höhe unserer speculativen Philosophie erreicht haben müssen. Hierzu bin ich gelangt, und es genügt mir, dabey stehn zu bleiben.“ Auch mir genügt an dem, was uns Locke, der unsterbliche Erforscher des menschlichen Verstandes, über menschliches Denkvermögen gelehrt hat. Noch mehr, ich glaube, das jedem Arzt als Arzt daran genügen könnte. Mag nun auch der Nutzen der kritischen Philosophie in andern Wissenschaften unermesslich groß seyn; mag auch, was ich gern zugeben will, ein durch kritische Philosophie aufgehellter Kopf, wann er eine nüchterne Anwendung davon macht, zum Studium der Medicin desto fähiger seyn, so behaupte ich doch, das diese Philosophie eben so wenig, als alle bisherige philosophische Systeme, ein Recht hat, Haushälterin über die Geheimnisse der Medicin zu seyn, über ihre Grundsätze abzurtheilen und ihr ihre Sprache anzupassen. Ich weiß zwar, wie sehr ich mich den Urtheilen der jetzigen

Tongeber durch diese Behauptung blos stelle; aber es sey drum; ich habe sie mit Vorbedacht niedergeschrieben und werde alle Kritiken der Zeit getroßt über mich ergehen lassen. Auch mag man mir das *ars non habet osorem nisi ignorantem* zurufen. Ich compromittire dagegen auf das Urtheil der Nachwelt. So wie wir jetzt über die Nachtheile klagen, welche der Medicin durch die allzutiefe Einmischung der peripatetischen Philosophie, der Cartesianischen Philosophie, der Leibnitz - Wolffschen Philosophie u. s. w. erwachsen sind, so werden unsere Nachkommen über die jetzige völlige Hemmung der Fortschritte der Medicin durch die gemisbrauchte kritische Philosophie gerechte Klagen führen. Das Wesen der kritischen Philosophie ist speculativ; das Wesen der Medicin ist empirisch. Nirgend ist ein natürlicher Berührungspunkt zwischen beyden und diejenigen, welche den bereits gebahnten Weg zum Innern der Arzneywissenschaft durch Versuche und Erfahrungen verlassen und demselben durch den Weg der kritischen Philosophie näher zu kommen glauben, werden, wie ich fürchte, einen Irrweg gewählt haben. Ich bedaure daher die vergebliche

Mühe der Verfasser so mancher gelehrten Abhandlungen — Ist die Heilkunde eine Wissenschaft? — Ist eine Heilkunde möglich? u. a. m. deren Resultat kein anderes ist und kein anderes seyn kann, als das die Medicin von Sätzen a priori schlechterdings nichts weiß, und das sie nur auf dem Wege der Erfahrung zu einem Lehrgebäude erhoben werden konnte. Dies braucht uns aber kein kritischer Philosoph jetzt erst zu lehren. Auch wäre die Medicin auf jenem Wege schon eher zu einem höhern Grade von Gewisheit gelangt, wann die Aerzte nicht von je her zu sehr geeilt hätten, Gebäude aufzuführen, ehe noch die Materialien hinlänglich gesammelt, gehörig geprüft, geordnet und bearbeitet waren und wann sich ihnen die jeweilige Philosophie nicht immer zur Baumeisterin aufgedrungen hätte.

Damit man mich indessen nicht unrecht verstehe, so will ich mich über den, meiner Meinung nach, rechtmäßigen Gebrauch der Philosophie in der Medicin näher erklären. Ich mache nemlich einen großen Unterschied zwischen philosophischer Behandlung der Medicin und Behandlung der Medicin durch die Philosophie. Letztere

ist es, wider welche hier meine Einwendungen gerichtet sind: zur erstern ist die Philosophie des geübten Verstandes und der durch strenge Logik geschärften Beurtheilungskraft erforderlich. Die philosophische Kunstsprache einer herrschenden Philosophie kann hier immer wegbleiben und ich wiederhole hier ohne Bedenken, was ich anderwärts (s. Zusätze zur Med. Lg. p. 73.) bereits gesagt habe — es ist ein durch viele Jahrhunderte bestätigter Erfahrungssatz, daß medicinische Systeme, welche die Fesseln der herrschenden Philosophie tragen, nie etwas getaugt haben, kurz, die Medicin muß sich selbst Philosophie genug seyn, um jede andere Philosophie entbehren zu können.

Ich hatte sonst eine andere Meinung von der jetzigen philosophischen Stimmung der Aerzte; (s. Zuf. zur Med. Lg. p. 170.) aber ich muß jetzt meine dort geäußerten Hoffnungen nach wenigen verfloßenen Jahren wieder fahren lassen. Statt derselben sind leider! jene Zeiten wieder erschienen, welche auf das Zeitalter des Hippocrates folgten und die Kramp (Kritik der praktischen Ak. p. 369.) mit lebendigen Farben schildert: „Die Philosophie, sagt er,

das angebliche leidenschaftliche Studium aller Leute von Stande, war die Kunst, mit feiner Vernunft über die Gränzen der möglichen Erfahrung hinaus zu fliegen, in den überirdischen Gefilden der Einbildungskraft herum zu schwärmen und aus ihnen den Stoff zu den Beweisen herzubolen, mit welchen man alle natürliche Wirkungen erklärte und es sich für die größte Schande gehalten hätte, irgend etwas unerklärt zu lassen. Und der Philosoph war der Mann, der entweder nach ächter Sophistenweise, nur vorgab, die Wahrheit, die Wahrheit zu suchen, indess er ganz andere Dinge suchte, als sie; oder der mit der größten Ehrlichkeit sie auf unrechtem Wege suchte und sie verfehlte.“

Man werfe mir nicht vor, ich sey der einzige, der trotz dem Jubelton unserer Journalisten über den nun erst erwachenden Unterfuchungsgeist, die Stimmung der jetzigen Periode von dieser traurigen Seite ansieht. — „Wir leben, sagt Hufeland (f. Med. Nat. Zeit. Apr. 1799. Intelligenzbl. p. 13.) in der Zeit der Systeme und der Hypothesen. Der speculative Charakter unseres Zeitalters — mußte diese Wirkung hervorbringen. Aber eben eine solche Periode ist für das Fort-

schreiten der Wissenschaft sehr gefährlich.“ — „Systeme, sagt Crichton (an Inquiry into the nature and Origin of mental derangement, f. Salz. M. C. Z. 1799. I. p. 174.) werden jetzt in einem Augenblick entworfen und Theorien auf die Autorität eines oder des andern Individuums aufgestellt. Wir vereinfachen alles auf eine höchst seltsame Art und suchen uns der geheiligten Quelle der Wahrheit durch Hüpfen und Springen (mit unter auch manchen Salto mortale) zu nähern, als wären wir plötzlich mit Kräften begabt, die den Philosophen der vorigen Zeit gänzlich unbekannt wären.“ — Soll ich auch einen Dichter anfahren? Warum nicht.

Alles (sagt Schiller) will jetzt den Menschen
von innen und von außen ergründen.
Wahrheit, wo rettest du dich vor der grausamen
Jagd;

Um dich zu fahen, ziehen sie aus mit Netzen und
Stangen;

Aber mit leisem Schritt schreitest du mitten
hindurch.

Doch wir wollen von dieser traurigen
Ansicht hinweg sehen; wir wollen hoffen,
alles dieses Treiben und Wesen werde am
Ende seinen Nutzen haben. Wir wollen hoffen
und überzeugt seyn, die Wahrheit werde

mit leisem Schritt unverfehrt mitten hindurch schreiten und, wo nicht uns, doch wenigstens unsern Nachkommen, wie Gold durchs Feuer geläutert, entgegen glänzen. „Der Arzt, sagt K r a m p (ebend. p. 305.), der durch keine Gesetze, keine Götterprüche, keine Fürstenbefehle gebunden ist, dessen ganze Seele sich gegen den bloßen Gedanken eines symbolischen Buchs empört, muß frey, unabhängig und uneingeschränkt handeln, denken und schreiben dürfen.“ Aber diese Freiheit muß ein jeder nicht bloß für sich behaupten wollen, sondern sie auch andern lassen, und — hier komme ich auf den eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes und auf die Frage zurück, die demselben zur Ueberschrift dient. Ich finde es nemlich äußerst seltsam, daß die neologifchen Schriftsteller unter uns so vorlaut sind und gegen diejenigen, die noch an den ältern Lehren hängen, eben dieselbe Sprache führen, welche umgekehrt bey den Theologen die Altgläubigen gegen die Neueren zu führen pflegen, nemlich die Sprache der intoleranten Orthodoxie. Freylich möchte diese Sprache einen gewissen Grund haben, denn *pour être entendu il faut crier*, sagt d’A l e m b e r t. Allein wenigstens soll-

ten sich die Recensenten und Kritiker dieses Tons enthalten und nicht eher Parthey nehmen, bis die Akten geschlossen sind. Man sollte bedenken, das dasjenige, was die Neuerer jetzt schon etwas zu voreilig alte verrufene Lehre nennen, zu seiner Zeit für ausgemachte Wahrheit galt, und das es der jetzt für einzig wahr ausgegebenen Lehre in der Folge ebenfalls widerfahren möchte, als alt und verrufen ausgemerzt zu werden. Warum sind wir mit unsern Systemen und Hypothesen immer so voreilig? warum lassen wir sie nicht reifen und erproben, ehe wir sie der Welt als einzig seligmachende Lehre aufdringen?

Unter die von mehreren Aerzten bereits hintangesetzten Lehren gehört nun auch die Eintheilung der Fieber in entzündliche, Gallen- Faul- Nervenfieber u. s. w. welche ich in meinem Unterricht in der W. A. K. noch angenommen und mir dadurch die Zurechtweifungen einiger Kunstrichter zugezogen habe, weil diese Fieberlehre sich auf die bereits verrufene Humoralpathologie gründe. Ich hatte aber wichtige Gründe, sie jetzt noch beyzubehalten. Ich kenne zwar die Fieberlehren von K r a m p, R e i l, B r o w n,

Darwin u. a. und mache meine Zuhörer bey Gelegenheit damit bekannt; allein, soviel ich die Sache bis jetzt noch zu beurtheilen verstehe, so hat noch keine derselben allgemeine Giltigkeit erhalten. Ich bleibe also noch bey derjenigen, die von den Vorgängern der eben genannten Pyretologen mit allgemeinem Beyfall eingeführt wurde und die, wie ich sehe, den besten praktischen Aerzten in der Ausübung der Kunst noch zur Richtschnur dient *). Wann es auch an dem wäre, daß diese Eintheilung sich vorzüglich auf die Humoral-Pathologie gründete, so würde ihr dies noch nicht zum Vorwurf gereichen. Denn noch ist es nicht so ganz entschieden, daß alle Humoral-Pathologie schlechterdings und ohne Gnade unter den Plunder der alten Lehre gehört. Al-

*) Man könnte mir zwar einwenden, Hr. Marcus habe im Hospital zu Bamberg nicht allein die Richtigkeit der Brownschen Grundsätze überhaupt, sondern auch die der Brownschen Fieberlehre insbesondere satzsam documentirt. Allein ich muß gestehen, daß ich noch ein wenig ungläubig gegen seine Beweise bin. Statt des Titels: Prüfung des Brownschen Systems am Krankenbette, sollte sein Buch den einer Prüfung des Krankenbettes am Brownschen System, führen.

lein unsere Fieberlehre gründet sich wirklich weniger auf die Humoralpathologie, als auf die verschiedene Reaction der Lebenskräfte, welche auch der Eintheilung in sthenische und asthenische Fieber zum Grunde liegt.

Wann also wir andern bedächtlicheren Anhänger der ältern Lehren recht gerne zuhören und zuhören, daß neue medicinische Theorien aufgestellt und hoch gepriesen werden; wann wir auch recht gern zugeben, daß das Alte nicht darum den Vorzug verdient, weil es alt ist, so gebe man doch auch zu, daß das Neuere nicht immer das Bessere ist, und lasse uns Zeit, dasselbe zu prüfen und unserer Ueberzeugung zu folgen.

Veniam damus petimusque vicissim.

V.

Ueber Recensionen.

Wann eine Abhandlung über Recensionen in einem Archiv der Physiologie einen schicklichen Platz hat finden können, (f. III B. ztes H. p. 349. u. ff.), so werden Bemerkungen über eben diese Materie, die sich auf jene Abhandlung beziehen, hier hoffentlich nicht am unrechten Orte stehen.

Hr. Prediger Greiling, Verfasser dieser Diatribe, fängt mit der Unterfuchung an, ob die Medicin eine Wissenschaft sey, und in wie fern sie der Philosophie bedürfe? Hiernächst geht er zu seinem Vorhaben über, die allgemeinen Grundfätze der Recensionen zu entwickeln. Begriff einer Recension. Unterschied zwischen referiren und beurtheilen; beydes zusammen gehört inzwischen zu einer vollständigen Recension. Vergleichung des Begriffs einer Recension

mit verwandten Begriffen; nemlich mit Kritik, Disciplin und Cenfur. Das Resultat ist, recensiren heiße — „ein freyes (der Hr. Herausgeber setzt in einer Note hinzu — d. i. von allem äußern Zwange und jeder willkührlichen Norm unabhängiges) nur nach Grundsätzen der Wissenschaft gefälltes Urtheil über den Werth der Gedanken eines öffentlich erschienenen Buchs öffentlich bekannt machen.“ Anwendung dieses Begriffs auf eine Recension von Hrn. Reils Archiv in der A. D. B. welche sehr tadelhaft sey. „Ich wähle, sagt der Hr. Prediger, vorzüglich Recensionen Reilscher Schriften, weil an diesen, als neologischen Schriften der Recensenten Grimm besonders sichtbar ist.“

Eine Recension gründet sich auf wissenschaftliche Grundsätze. In der ziemlich ausführlichen Auseinandersetzung dieses Satzes, in welcher auch Beispiele aus dem Journal der Erfindungen vorkommen, kommt auch die Behauptung vor, ein Recensent dürfe nicht nach seinen individuellen besondern Meinungen urtheilen. Finde sich zwischen einem Autor und seinem Recensenten Widerstreit der Grundsätze, so müsse er den Verf. aus ihm selbst, nicht aber Hi p-

pocrates durch Brown oder Brown
 durch Hippocrates widerlegen. — Noth-
 wendige Eigenschaften einer Recen-
 sion. Der Recensent muß mit der Wissen-
 schaft, zu welcher das zu recensirende Buch
 gehört, historische und philosophische Be-
 kanntschaft haben; so auch mit dem zu re-
 censirenden Werke. Recensionen sollen fer-
 ner Geisteswerke nicht die Verfasser —
 Gedanken, deren Gründlichkeit und Zu-
 sammenhang, nicht die Denkenden kritisiren.
 Es sey empörend, wann der Verf. wie ein
 Verbrecher vor einem literarischen Gerichts-
 hofe gleichsam verhört wird. Eine Recension
 ist keine Sentenz, in welcher rechtskräftig
 entschieden wird, was wahr sey; daher die
 Appellationen der Schriftsteller an das Publi-
 cum unstatthaft seyn. Gültigkeit der Re-
 censionsurtheile — Ueber Anonymi-
 tät der Recensionen. Sie sollen auf all-
 gemeine Gültigkeit Anspruch machen können;
 dagegen wieder ein Beispiel einer nicht so
 beschaffenen Recension aus der A. D. B. an-
 geführt wird. Nutzen der Recensio-
 nen — Ueber den Ton der Recensio-
 nen. Der vornehme, arrogante Ton

den Verf. aus ihm selbst nicht abzulesen

streite gänzlich mit der Natur und den Grund-
fätzen einer Recenfion. *Cass. q. u. II vido*

So weit Hr. Prediger Greiling.

Diese Abhandlung ist, wie es aus eini-
gen Stellen zur Genüge hervor geht, zu Gun-
sten und zu Ehren des Hrn. Prof. Reil ge-
schrieben; denn, wenn der Hr. Prediger es
mit den Recensenten seines Freundes zu thun
hat, so wird er ziemlich warm und eifrig.
Ich lobe diesen Eifer, und ohnerachtet ich
eines und das andere über die Aeußerungen
des Hrn. Predigers zu erinnern hätte, wel-
ches ich aber jetzt unterlassen will, so sey es
mir nur erlaubt zu fragen, ob seine Vorschrif-
ten auch für Hrn. Reil geschrieben sind?
d. i. ob Hr. Reil diese Vorschriften nicht
auch billiger Weise selbst in seinen Recensio-
nen befolgen sollte? Ich sollte es denken.
In diesem Fall aber ist es schade, dafs der
Hr. Prediger seinen Aufsatz nicht früher be-
kannt gemacht hat. Vielleicht hätte Hr. Reil
dann meine physiologischen Adverfa-
rien nicht in dem vornehmen arrogan-
ten Ton (recensirt kann ich nicht sagen,
sondern) abgefertigt, welcher nach des Hrn.
Predigers Meinung mit der Natur und den
Grundfätzen einer Recenfion gänzlich streitet.

Ich will diese Recension herfetzen. (f. Archiv II. 1. p. 135.)

Physiologische Adverfarien von
J. D. Metzger, 1 Th. Königsberg 1796.
8. etc.

Eine polemifche Schrift, die zwar vorzüglich gegen Hrn. Platner gerichtet ift, aber im Vorbeigehn auch andern Aerzten Seitenhiebe mittheilt. In wiefern Hr. M. zu diefem Gefchäft berufen und feine Handlungsweife anftändig und nützlich fey, will Rec. gegenwärtig nicht unterfuchen; doch glaubt er mit Recht behaupten zu können, daß der Verf. ftatt diefer Arbeit eine nützlichere hätte unternehmen können, welches vielleicht Hrn. M. felbft einleuchten würde, wann nicht ein jeder das Steckenpferd, worauf er fich herumtummelt, für das artigfte hielte.

R e i l.

Was meint nun Hr. Prediger Greiling zu diefer Recenfion? Ift fie nach feinen Grundfätzen abgefafst? Oder giebt es für die recenfirenden Neologen andere Regeln, als für die recenfirenden Paläologen?

VI.

VI.

Einzelne Bemerkungen.

1) Ueber gerichtliche Arzneykunde und ihre Benennung.

Dasjenige, was Hr. Dr. Wilmans in dem Anhang seiner Methodologie der medicinischen Kunst (f. Archiv d. Physf. III. 2. p. 343.) von der gerichtlichen Arzneykunde sagt, bedarf einer Berichtigung.

„Man nennt sie, sagt er, bey weitem schicklicher medicinische Rechtswissenschaft, weil hier nicht von einer Kunst, die auf rechtlichen Principien beruht, sondern von der Rechtswissenschaft, in sofern sie der medicinischen Kenntnisse bedarf, die Rede ist; oder weil nicht die medicinische Kunst die Rechtswissenschaft, sondern umgekehrt diese jene zu Hilfe nimmt.“

Wann ich anders die Wissenschaft, von welcher hier die Rede ist, und welche ich

bereits über 20 Jahre täglich bearbeite, recht zu beurtheilen verstehe, so ist die Benennung gerichtliche Arzneykunde die passendste, und die einer medicinischen Rechtswissenschaft die unpassendste, die man ihr geben kann; eben deswegen, weil nicht die Medicin die Jurisprudenz, sondern diese jene zu Hilfe nimmt. Es ist noch niemand eingefallen, zu behaupten, daß hier die Rede von einer medicinischen Kunst sey, die auf rechtlichen Principien beruhe. Man kann aber auch nur uneigentlich sagen, daß in der ger. AK. von der Rechtswissenschaft die Rede sey, ohnerachtet es wahr ist, daß diese der medicinischen Kenntnisse bedarf. Die Rechtswissenschaft kümmert eigentlich den gerichtlichen Arzt gar nicht. Er schafft nur dem Rechtsgelehrten dasjenige Licht über das corpus delicti oder das objectum litis, welches letzterer von ihm verlangt und läßt ihn das Rechtliche hiernach bestimmen, ohne sich im geringsten damit zu befassen und es ist von Seiten des ger. Arztes immer unrecht, wann er sich in das Rechtliche eines Vorganges einzumischen sucht.

Hiernach wird sich auch das Folgende beurtheilen lassen.

„Die medicinische Rechtswissenschaft ist diejenige Wissenschaft, welche den gerichtlichen Arzt in Stand setzt, Rechtsfragen, die nur durch die medicinische Wissenschaft entschieden werden können, nach richtigen medicinischen Grundlätzen und in rechtlicher Form, deutlich und mit Sicherheit zu beantworten.“

Meines Wissens beantwortet nie ein gerichtlicher Arzt eine Rechtsfrage; noch weniger in rechtlicher Form; sondern sein Geschäft ist, entweder ein *Visum repertum* über ein ihm vorgelegtes *Corpus delicti*, oder ein Gutachten über eine in seine Wissenschaft einschlagende Frage abzugeben. Beydes freylich zum Behuf einer Rechtsfrage, aber nicht als Antwort auf dieselbe.

2) Ueber die Entzündung des Herzens als Folge oberflächlicher Fleischwunden.

Hr. Prof. R o o f e äußert in seinen, meines Lobes nicht bedürfenden Beiträgen zur öffentlichen und gerichtl. AK p. 188. den Zweifel, ob meine Behauptung, das auf bloße Fleischwunden des Herzens eine tödtliche Entzündung dieses Eingewei-

des erfolge, die richtige sey.“ Mit dieser Behauptung, sagt er, steht eine Menge von Beobachtungen geheilter Herzwunden im Widerspruch.“

Eine wirklich bloß oberflächliche Fleischwunde des Herzens möchte allerdings unter die seltenen Fälle gehören, da das Herz in beständiger Bewegung ist und das verwundende Instrument unmöglich so geführt werden kann, daß nicht wenigstens ein auf der Oberfläche des Herzens laufendes Blutgefäß getroffen werden sollte, welches schon der Sache einen andern Auschlag giebt.

Gesetzt aber, es erfolge auf die Verletzung des Herzens eine bloße oberflächliche Fleischwunde, so könnte zweyerley erfolgen; entweder die Heilung dieser an sich einfachen Wunde, oder die von mir angenommene Entzündung des Herzens.

Daß das erstere leichter erfolgen werde, scheint die Meinung des Hrn. Prof. Rooffe zu seyn, indem er sich auf die Menge von Beobachtungen geheilter Herzwunden beruft. Die Autoritäten, auf welche er sich bezieht, sind 1) van Swieten. (Comment. I. p. 259.) Hier werden Beobachtungen angeführt von Menschen und Thieren, bey wel-

chen man Narben in der Substanz des Herzens gefunden haben soll, als Beweise vorhergegangener und geheilter Wunden. Sie sind von Thom. Bartholimy, und aus den Actis Lipf. so wie auch aus den Miscell. A. N. C. entnommen. 2) Ploucquet, (über gewaltf. Todesarten §. 44.) wo inzwischen nur von etwas später tödtlichen Herzwunden die Rede ist. 3) Brendel und sein HG. Meier. (Med. leg. p. 173. not. u. u.) Der letztere führt unter verschiedenen Beobachtungen auch eine eigene an, von einer Narbe in der Spitze des Herzens, als einem Beweis einer vormaligen Wunde in diesem Theil, die geheilt worden wäre. Es werden hin und wieder noch mehrere dergleichen angeführt.

Ich bekenne aber, daß ich gegen die Glaubwürdigkeit aller dieser Geschichten begründete Zweifel hege. Die angeblichen Narben hätten doch etwas genauer müssen beschrieben und die Geschichten der ehemaligen Verwundungen mit angeführt werden müssen, von welchen sie die Folgen waren. Wie leicht kann die äußere Linie zwischen beyden Ventrikeln oder eine zufällige Verlängerung derselben seitwärts für eine Narbe angesehen

worden seyn, besonders von Männern, welche geneigt sind, seltene Dinge zu entdecken? Ich habe noch einen guten theoretischen Grund gegen die Möglichkeit der Vernarbung solcher Herznarben. Es ist nemlich bekannt, daß keine Wunde sich schliessen kann, ohne gehörige Verbindung der Ränder und vollkommene Ruhe des verwundeten Theils. Keine von beyden Bedingungen findet im Herzen statt. Also kann in diesem Theil keine Wunde vernarben. Wird also eine Entzündung des Herzens erfolgen? Ich gestehe, noch keine solche gesehen zu haben. Mein Gewährsmann ist indessen Galen (de locis affectis Lib. V.). Daß sein Zeugniß die Sache aufser Zweifel setze, will ich freylich auch nicht behaupten. Vielleicht schützt auch die geringe Sensibilität das Herz vor einer Entzündung, wiewohl ihr auch die minder empfindlichen Theile unterworfen sind. So selten nun die Entzündung des Herzens ist, so scheint sie mir doch die wahrscheinliche Folge einer bloßen Fleischwunde in diesem Theil werden zu müssen, und da die entzündliche Geschwulst sogleich dem Blut den Eingang in die Herzkammern verschliessen würde, so müßte diese Krankheit schleunig und durchaus tödtlich seyn.

Hr. Pr. R o o f e wird vielleicht mit Gelegenheit diese meine Gründe wieder prüfen, welches mich sehr freuen würde.

3) Dank und guter Rath.

Hr. Dr. Kaufch hat meinen Neuen gerichtlich medicinischen Beobachtungen B. 1. in seinem kritischen Institut (f. Geist und Kritik B. II. p. 3. u. ff.) die Ehre erwiesen, sie in seine kritische Bearbeitung zu nehmen. Die Kritik ist etwas scharf ausgefallen, vielleicht auch wohl ein wenig überspannt; doch das mag seyn. Es wird wahrscheinlich seine gute Wirkung an vielen seiner Amtsbrüder haben, wann sie sich bestreben, den Forderungen eines so strengen Mannes Genüge zu leisten, und bessere gerichtlich medicinische Aufsätze zu liefern, als viele bisher gethan haben.

Hr. Dr. Kaufch meint, ich wäre der rechte Mann, die Pylschen Sammlungen fortzusetzen, und ich sollte das Publicum nicht blos mit meinen eigenen Erfahrungen unterhalten, sondern lieber eine Anstalt etabliren, wo jeder Physiker theils seine mannigfaltigen gerichtlichen Arbeiten, die einen Platz in den

Annalen des Jahrhunderts verdienen, theils seine neuen Ideen und Vorschläge aus dem ganzen Gebiete der öffentlichen Heilkunde, so wie ehemals in Pyls Sammlungen zur öffentlichen Prüfung niederlegen könnte.

Ich danke Hrn. D. K. für seine gute Meinung von mir; allein ich muß hierauf erwidern, daß ich der rechte Mann zu diesem Unternehmen nicht bin. Ich weiß das aus eigener trauriger Erfahrung, indem alle meine Unternehmungen der Art gescheitert sind. Und die Frage beyseite gesetzt, ob ich zu einem neuen Beginnen dieser Art die Fähigkeit hätte, so sind es zwey Hauptgründe, die mir davon abrathen. Erstlich die Entfernung meines Wohnorts von der großen Stapelstadt der Literatur Leipzig. Jenseit Königsberg hört schon aller Buchhandel mehrentheils auf, und wir liegen hier gerade auf der äußersten Grenzlinie des literarischen Verkehrs gegen Norden. Bis hierher also sollten mir die gerichtlichen Aerzte ihre Aufsätze zur Prüfung schicken, und von hier sollten sie wieder in die Nähe von Leipzig zum Druck verfanft werden? Dies würde das Unternehmen sehr erschweren und vertheuren. Zweytens bin ich nicht der Meinung, daß ein

blos der öffentlichen Arzneywissenschaft gewidmetes Journal großen Abgang finden würde. Die praktischen Aerzte würden es sich nicht anschaffen und die wenigen Phyfiker, welche lesen, würden ihm einen geringen Debit verschaffen. Besser ist es also, daß Hr. Hofrath L o d e r der ger. AW. in seinem Journal eine eigene Stelle einräumt, und daß Hr. OMRath F o r m e y die gesammte Staats-Arzneykunde zu einer der Hauptrubriken seiner med. Ephemeriden bestimmt und so wird das Publicum den Mangel meiner ehemals angefangenen Annalen der StAK. nicht empfinden. Ich darf außer dem Hrn. Dr. K. nur an des Herrn Pr. Rooffe vorhin erwähnte Beyträge erinnern, so wird er meinen Gründen wohl Beifall geben.

Einen guten Rath wird Hr. Dr. Kaufsch bey dieser Gelegenheit wohl von mir annehmen. Er sagt, ich habe bey der zweyten Auflage meines Systems d. ger. AW. durch Durchstreichung der meisten farkastischen Stellen die unzweideutigsten Beweise abgelegt, daß ich als Schriftsteller jenen bitteren Ton, welcher mir so manche beifsende Kritik zugezogen hat, abzulegen ernstlich gesonnen sey.

H

Ob meine Sarkasmen immer die beißenden Kritiken oder ob nicht bisweilen die beißenden Kritiken meine Sarkasmen veranlaßt haben, davon soll hier die Rede nicht seyn. Genug, ich habe mich anders besonnen und dadurch den Beyfall des Hrn. Dr. Kaufch erhalten; das freut mich. Da ich aber seinen Ton an manchen Stellen seiner Kritiken ebenfalls ein bischen bitter finde, so rathe ich ihm, davon abzulassen, damit er die beißenden Antikritiken vermeide, die ihm sonst leicht in der Folge eine oder die andere unangenehme Stunde machen könnten.

Noch eins, S. 19. meint Hr. Dr. K. aus meinem Eifern gegen die Juristen sey zu sehen, daß ich mich von ihnen zuweilen gekränkt und nachgesetzt geglaubt haben müsse — Wie man doch so übereilte Schlüsse machen kann! Nein, Hr. Dr. ich eifere gar nicht, spreche vielmehr so gelassen, wie möglich, und bin nie von Juristen bey gerichtlichen Handlungen hintangesetzt worden. Was aber andern wiederfahren ist, davon habe ich Notiz erhalten und glaube darüber ein Wort zu seiner Zeit gesagt zu haben. Hüten Sie Sich, lieber Hr. Dr. vor der leidigen Consequenzmacherey, Sie gehört weder

zum Geiſt noch zur Kritik der Zeitſchriften,

4) Ueber die beſſere Eintheilung der
Lethalität.

In ſeinen Briefen an Aerzte berührt Hr. Dr. Kaufch verſchiedene gerichtlich-mediciniſche Materien in der rühmlichen Abſicht, manche Punkte näher zu beſtimmen und zu berichtigen, welche noch nicht ins Reine gebracht ſind. Die Verehrer dieſer Wiſſenſchaft werden ihm dafür Dank wiſſen, wann auch ſeine Berichtigungen nicht ganz probehaltig ſeyn ſollten.

Ueber die Eintheilung der Lethalität z. B. iſt Hr. Dr. K. anderer Meinung als verſchiedene andere Autoren. (Ich referire aus der Recenſion dieſer Schrift in der Salzbr. M. Ch. Z. 1793. IV. p. 114., weil ich ſie ſelbſt nicht vor mir habe.)

„Gegen Meißter und einige andere Criminaliſten wird gezeigt, daß bey der Zurechnung einer tödtlichen Verletzung allerdings auch auf die Beſchaffenheit des getödteten Subjects Rückſicht genommen werden müſſe.“

Dafs es bey der Beurtheilung der Tödtlichkeit einer Verletzung auf mancherley Umstände, auch auf die Beschaffenheit des Getödteten ankomme, ist ein längst bewahrheiteter, in allen Lehrbüchern der ger. AW. angenommener Satz. Wie es sich aber mit der Zurechnung verhalte, dafür lasse ich die Rechtsgelehrten sorgen. Den gerichtlichen Arzt geht das nichts an — Ferner:

„Gegen Metzger glaubt der Verf. dafs die strenge Logik als Grunddiftinction blos die Eintheilung der Verletzungen in absolute und per accidens lethale zuläfst.“

Ich habe eben dieselbe Grunddiftinction in meinem System der ger. AW. §. 56. angenommen.

„Bey der letzten Classe ist das accidens entweder eine negative oder eine positive (?) Mitursache des Todes. Jene Art von zufällig tödtlichen Verletzungen ist die, welche Metzger per se lethale nennt. Bey der Beantwortung der Frage, ob eine Verletzung in einem concreten (?) Falle absolute oder per accidens lethal sey? muß ein gewisses Ideal (welches?) von Gesundheit zum Grunde gelegt werden, wobey aber auf Alter, Gröfse, Confitution u. f. w. Rücksicht zu nehmen ist.“

Wann die Recension den Sinn des Hrn. Verf. richtig getroffen hat, so muß ich gestehn, daß ich dies alles mit mehrerer Deutlichkeit aus einander gesetzt wünschte.

„Von der Classe der zufällig-tödlichen Verletzungen macht der Verf. drey Unterabtheilungen, welche auf den Grad der Strafbarkeit des Thäters Bezug haben.“

Was hat sich der gerichtliche Arzt um die Strafbarkeit des Thäters zu bekümmern?

„1) Individuell tödtliche Wunden, oder alle solche, welche durch eine kränkliche oder ungewöhnliche Beschaffenheit des Subjects, wohin auch die sichtbare (?) Schwangerschaft zu rechnen ist, den Tod nach sich ziehen; 2) Wunden, welche zwar per se, aber nur bey ermangelnder Hilfe den Tod zur Folge haben; 3) Wunden, welche per se oder mit leichter Hilfe Herstellung zur Folge gehabt haben würden, wann nicht ein Nachtheil nach erfolgter Verletzung hinzu getreten wäre.“

Der Recensent in der Erlanger Literaturzeitung (1799, Jan. No. 19. p. 150.) wirft hier die Frage auf: Wird diese Eintheilung vor einer strengen Logik besser bestehen, als

so viele andere? Die Beantwortung dieser sehr passenden Frage mag andern überlassen bleiben. Was ich darüber zu sagen hätte, würde so angesehen werden, als ob es aus einer vorgefassten Meinung herflösse.

Weiter oben im XVten Brief (f. S. M. ch. z. in eben demf. Band p. 106.) äußert Hr. Dr. K. seine eigene Meinung über die Ausfertigung der Obductionscheine. Ich habe zu viel Achtung für die ungebundene Meinungsfreiheit eines jeden medicinischen Schriftstellers, als dafs ich viele Einwendungen gegen die von Hrn. K. vorgeschlagenen Reformen zu machen für nöthig fände. Gegen folgenden Vorschlag musz ich indessen protestiren.

„Weil endlich, heiszt es, der nach dem Gutachten des Physicus decretirende Rechtsgelehrte zuweilen einen ganz andern Begriff mit den Worten *per accidens lethale* als jener verbindet, so sollte entweder der gerichtliche Arzt in jedem Gutachten seine Definition und Eintheilung der Tödtlichkeit mit Anführung des classischen Autors, an den er sich hält, beyfügen, oder es sollte ihm ein classischer Autor vorgeschrieben werden, den er bey seinen Arbeiten zu Grunde zu legen hätte.“

Der Rechtsgelehrte, dünkt mich, kann als Rechtsgelehrter von dem per accidens lethale gar keinen Begriff haben; er muß diesen Begriff vom Arzte annehmen, wie dieser ihn angiebt. Setzt in der Folge der Richter ein Mißtrauen in die Richtigkeit dieser Angabe, so bleibt ihm übrig, sich an eine medicinische Facultät oder an ein Collegium Medicum zu wenden, um den angegebenen Begriff berichtigen zu lassen. Der Name eines Autors, sey er so classisch, als er wolle, kann nie das Ansehen erlangen, um der Sache in speciellen Vorfällen den Ausschlag zu geben. Und vollends ein vorgeschriebener Autor! das wäre ja ein symbolisches Buch! Und vor allen symbolischen Büchern bewahre uns in alle Ewigkeit der Genius unserer Wissenschaft.

5) Berichtigung einiger Mißverständnisse.

Diese Mißverständnisse könnten leicht aus einigen sehr bedeutenden Druckfehlern entstehen, welche sich in meinem kleinen Aufsatz über die Lungenprobe besonders die Ploucquet'sche (s. Loders Journal für Chir. etc. B. II. St. 1. p. 139 u. ff.) eingeschlichen haben. Mein Wunsch

ist, sie bey dieser Gelegenheit zu beseitigen.

Gleich S. 139. lin. penult. muß statt Gewinnst — Gewicht gelesen werden.

S. 140. lin. 7. bitte ich, statt verdrießlich — verdienstlich zu lesen. Das durch diesen Druckfehler veranlaßte Misverständnis ist bedeutend, und ich hätte schon eher gewünscht, eine Gelegenheit zu finden, dasselbe zu heben.

S. 144. lin. 6. muß statt 23 Febr. — 23 Sept. gelesen werden. Denn vom 23 Febr. bis zum 2ten October möchte wohl wenig mehr von dem Leichnam aufser den Knochen übrig geblieben seyn.



Ma 4871

S

ULB Halle

3

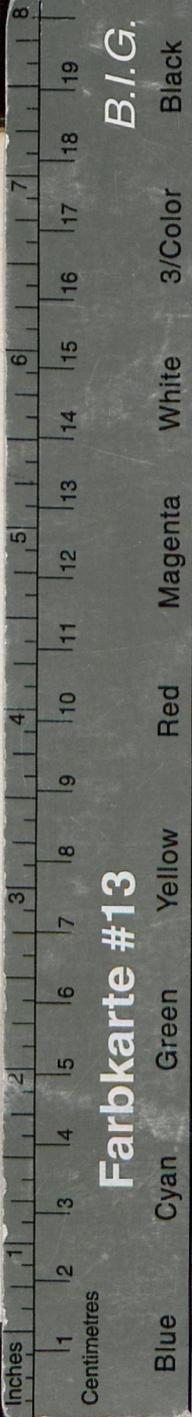
004 829 441



Ma







B.I.G.

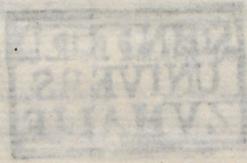
Farbkarte #13

J. D. Metzger's

Prof. zu Königsberg,

neue vermischte

medizinische Schriften.



Erfter Band.

Königsberg, 1800.

bey Goebbels und Unzer.

